



Aus Baltien.



Kleine Erzählungen und Humoresken

von

Iwan Korff.



Berlin 1897.

Verlag von Richard Taendler

W. 10, Friedrich Wilhelmstr. 12.

Aus Baltien.



Kleine Erzählungen und Humoresken

von

Iwan Korff.



Berlin 1897.

Verlag von Richard Taendler

W. 10, Friedrich Wilhelmstr. 12.



Im Freundeskreise.

Hermann Bach war eine der beliebtesten und angesehensten Persönlichkeiten in der reichen Stadt N. Aber noch beliebter und angesehener als er selbst waren seine sogenannten „Kneipabende“, welche einmal in der Woche im vertrautesten Freundeszirkel bei ihm stattfanden. Es wurde dann ein gemütliches Gläschen geleert, eine feine Cigarre oder eine gedrehte Papyros in die Luft gedampft und ein gescheites Wörtchen geredet. Ein enges, freundschaftliches Band umschloss diesen kleinen Kreis, aber die Charakterzüge, die Schicksale eines jeden der Teilnehmer hatten ihre temperamentale und gesellschaftliche Achillesferse, einen jeden drückte der Schuh an einer andern Stelle.

Den Ehrenplatz in der Sofaecke behauptete standhaft ein dicker Hofrat. Er hatte einst in der Jugend kostspielige Beziehungen zu einem Fräulein X. gepflegt, die ihn um sein halbes Vermögen ärmer gemacht und seiner erotischen Seelenstimmung den Gnadenstoss gegeben hatten. Seitdem lebte der Herr Hofrat in einförmiger Junggesellenwirtschaft von

dem Abschneiden seiner aus dem Liebesschiffbruch geretteten Coupons und war, was man so nennt, ein prächtiger Kerl.

Neben ihm thronte ein sonst gutmütiger „Ältester“, der nur die furchtbare Angewohnheit hatte, über die wichtigen Ratssitzungen seiner Vaterstadt und die dort von ihm gehaltenen Reden hochpolitische Erläuterungen zu geben. Die Wahrheit zu gestehen, hatte er jedoch bei den Versammlungen stets geschwiegen, und seine meisterhaft einstudierten Reden hatten, ehe der „Kneipabend“ herankam, nur die vier Wände seines Zimmers gehört; die anderen Herren im Rate begannen den Glauben zu fassen, dass ihn der liebe Herrgott mit einem Schloss vor dem Munde geschaffen, welches nur der braune Gersten- oder der Traubensaft zu lösen vermochte.

Der spindeldürre, bewegliche Advokat, der stets auf seinem Rohrstuhl zu schaukeln beliebte, hatte schon kolossale Prozesse gewonnen und hätte durch sie sozusagen wie der Herrgott in Frankreich leben können, wenn nicht ein xanthippischer Drache sein Hauswesen regiert und das Pantöffelchen in etwas zu gefährliche Nähe mit seiner Rechtsstirne gebracht hätte. Sein grosses „Jus“ und die Pandekten hatten schon ehemals seine Phantasie und sein Gefühl gänzlich vertrocknet, und nun gar noch die Frau Liebste!

Ein Schriftsteller war auch anwesend, der seine fünf Rubel Litteratensteuer pünktlich bezahlte. Derselbe hatte bereits einige Gedichte

zum Drucke befördert und dadurch seinen Namen über die Pforten der Unsterblichkeit en miniature aufgehängt. Aber in der letzten Zeit schien er mit seiner poetischen Glühhitze unter einen abkühlenden Gussregen geraten zu sein, so dass der Flügelgaul seiner Phantasie keine Saltomortales mehr machen wollte, trotzdem er ihm wiederholentlich seine Sporen in die Seiten drückte, um mit ihm in die Ätherregionen emporzusprengen.

Derstorchbeinige Schulmeister endlich nahm Kneipabend für Kneipabend einen Anlauf, die Tafelrunde von den Vorzügen seiner Prügeltheorie zu überzeugen; er pries eine tüchtige Ohrfeige als die Goldader der Inspiration und wollte sogar behaupten, dass Marat durch eine solche die Theorie des Lichtes erfunden habe. Er wurde natürlich mit seinen Theorien stets einfach überhört, was er sich auch knurrend gefallen liess, wenn man ihm nur soviel Zeit gönnte, seine Ausführungen mit dem griechischen Citat „Ohne Prügel keine Erziehung“ zu krönen. Er war also in Theorie und Praxis für die Prügel und lebte fröhlich in den Tag hinein, da er stets welche gab und nie welche bekam. Nur dass der Himmel ihm ab und zu allerliebste Zwillinge in die Wiege gelegt hatte, machte ihn etwas melancholisch.

War unser Schulmeister nicht allzu reichlich mit irdischen Gütern gesegnet, wie's seine Seufzer bei den Zwillingen verständlich genug sagten, so besass deren desto mehr sein Nachbar, ein reicher Komptoirist, dessen Gemüt,

Denken und Trachten sich auf seine Kontobücher konzentrierte.

Lustig jedoch und froher Dinge warfen alle des Lebens Sorgen von sich, sobald die wöchentliche Versammlungsstunde sie bei diesem oder jenem der Freunde vereinte. Dann wurde über Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges geplaudert, und manch guter Scherz, manch geflügeltes Wort zuckte wie ein Blitz durch den kleinen Kreis, um unter dem Klirren der Gläser, den Rauchwolken der Cigarren und dem frohen Gelächter der Freunde zu verhallen.

An dem Abend, mit dem unsere Erzählung beginnt, waren die Herren in einen eifrigen Disput über die Frauen geraten.

„Das Weib kennt keine Methode in ihrer Handlungsweise“, schrie der Advokat unter den lebhaftesten Bewegungen, „daher dürfte es nur indirekt wirken d. h. nur sprechen.“ Und dabei that er einen kräftigen Zug aus seinem Punschglase, wobei er sich aber unwillkürlich umsah, ob nicht vielleicht seine Xanthippe plötzlich erschienen sei und zu einer handgreiflichen Widerlegung aushole.

„Doch wenn's Matthäi am letzten ist,
Trotz Raten, Thun und Beten,
So rettet oft noch Weiberlist
Aus Ängsten und aus Nöten“

deklamierte der Dichter, dessen Pegasus plötzlich aus seinem Winterschlaf erwacht war und in übermütiger Weinlaune fröhlich dahingaloppierte. „Ja, ja, unser Bruder in Apoll

hat Recht“, versetzte der joviale Hausherr, „das Weib ist geradezu eine Ergänzung unseres Verstandes. Ohne seine Fulvia hätte der Schwätzer Cicero wohl schwerlich die catilinarische Verschwörung entdeckt, von der er immer gackert, so wenig wie Columbus ohne die Königin Isabella Amerika zu sehen bekommen hätte und Karl VII. ohne das Mädchen von Orleans König von Frankreich geblieben wäre.“ — „Natürlich“, murmelte der Hofrat, „wer sich ein solches Weibchen wie Freund Bach, aus dem Ehetopfe herausgegriffen hat, der kann mit Recht für das schöne Geschlecht in die Schranken treten.“

„Wie er nur zu diesem Engel von Weib gelangt sein mag?“ seufzte wie im Selbstgespräch der Dichter vor sich hin.

„Das muss er uns erzählen!“ rief der Kaufmann, plötzlich ganz in Flammen geratend.

„Bach, Du musst uns die oft versprochene Geschichte erzählen, wie Du zu Deiner Frau gekommen bist“, sekundierte der Schulmeister.

„Ja, das muss er uns heute erzählen“, schrieen jetzt alle. „Erzähle, Hermann, erzähle!“

Bach räusperte sich anfangs und protestierte dagegen; es half aber alles nichts. „Ihr wollt es also durchaus? Nun gut, ich bin dabei, aber Ihr müsst versprechen ruhig zuzuhören, auch wenn ich mit der Erschaffung der Welt beginne.“ Die Freunde versprachen es und rückten näher zusammen; Bach that einen tiefen Zug aus seinem Glase, zündete sich eine neue Cigarre an und begann:

„Also — ich wurde in N. geboren und war und blieb der „Einzig“ meines Vaters, der mir wegen dieses Verdienstes, an dem ich doch ganz unschuldig war, manchen dummen Jugendstreich nachsah. Mit neun Jahren wurde ich zu einem Schulmeister Lichtstreiff in die Schule gethan, der die Methode des Rohrstockschwingens mit der Gottesfurcht vereinte. Aber alle Achtung vor dem alten Lichtstreiff! Er gab mir das Testimonium, dass ich, ein zweiter Lessing, ein Pferd genannt werden könnte, das doppeltes Futter brauche. Doch was soll ich Euch mit simplen Schulgeschichten langweilen! Ich machte alle Klassen durch und kam zur Universität, wie schon mancher andere vor mir. Ich konnte zwar keine grossen Sprünge machen, aber doch leben und studieren. Leider gingen diese schönen Tage von Aranjuez, wo ich allmonatlich mein „Gewisses“ einheimsen konnte, bald zu Ende; anderthalb Jahre nachdem ich die Universität bezogen hatte, starb mein Vater, und meine Studienhoffnungen starben mit ihm. Vale! Vale! Ich war nun allein mit meiner Mutter, die ratlos dastand und weder ein noch aus wusste. Schlechte Aussichten das! Ich ging zu verschiedenen vornehmen und reichen Leuten. Dieselben empfingen mich anfangs ziemlich höflich, sobald ich aber auf meine Verhältnisse zu sprechen kam, stand der Eine auf und nötigte mich dadurch meine Suade zu enden und meiner Wege zu gehen, der Zweite fiel wie scherzend

ein: Nur Mut und Geduld, dann wird sich alles finden! Ein Dritter sah gelangweilt vor sich hin; ein Vierter blickte mich verdriesslich und wie missbilligend an. Und als ich nach einiger Zeit wiederkam, liess mir der Eine sagen, er habe nicht Zeit, der Andere, er sei nicht zu Hause u. s. w. Was nun beginnen? Mir fielen die Worte eines Dichters ein: „Genüge dir und bettle nicht um Gunst und eitles Brot, und tauche nie dein Angesicht vor Grossen in den Kot!“ Ich verliess rasch entschlossen, aber bitterm Groll im Herzen mit Sack und Pack die „Alma mater“, um nun für mich und meine Mutter den täglichen Lebensunterhalt irgendwie zu erwerben.“

„Zum Glück erhielt ich gleich eine Hauslehrerstelle bei einem sehr reichen Freiherrn, der, beiläufig gesagt, eine sehr hübsche Tochter hatte, die aber in so adeliger Entfernung vor meinem bürgerlichen Auge einherschritt, dass ich ihre schönen Züge eigentlich nur durch ein Vergrösserungsglas erkennen konnte. Dank meiner angeborenen Kurzsichtigkeit und dem Umstande, dass mein Herz schon anderweitig gefesselt war, blieben mir alle Romeo-Seufzer erspart; ich schwärmte weder den Mond noch die Sonne an — ich machte überhaupt keine Verse.“

„So war es mit meinem Schicksalskonto bestellt, als ich eines Morgens — die Sonne lachte strahlenden Antlitzes auf Kräuter und Wiesen herunter — aus purer Langeweile in den Gartenanlagen der Stadt umherschlenderte,

um wenigstens die frische Luft in vollen Zügen einzuatmen. Ich patrouillierte die grossen, noch menschenleeren Wege auf und ab und brütete über meine Vergangenheit wie eine Glucke über ihren Küchlein. Ach, besonders war es Ein Gedanke, der feurig mein ganzes Innere durchglühte; es war eine Erinnerung, die in meine damaligen Verhältnisse nicht recht hineinpassen wollte. Ich achtete nicht auf die Vöglein, die in den Büschen umherflatterten; ich hob dreimal das Bambusrohr auf, das meiner Hand entglitten war; aber ich fiel auch dann noch nicht aus meinen Träumereien, als ein langarmiger Lindenbaum über den Weg herüberlangte und mir den Hut vom Kopfe rückte: ich weilte in dem Paradiese der Sehnsucht und der Liebe.“

„Ich war während meiner Studentenzeit von einem meiner Kommilitonen einmal aufs Land zu seinen Eltern mitgenommen worden und verlebte dort eine Zeit, die sich wohl nie in meinem Leben wiederholen würde, dachte ich. Eines Tages wurde dort ein grosser Ball arrangiert, zu dem Nachbarn, Freunde und Bekannte von nah und fern eingeladen waren. Das schönste Mädchenbouquet, das ich je gesehen, schmückte den Tanzsaal; besonders aber war es Eine, welche die Aufmerksamkeit aller auf sich zog. Denkt sie Euch so schön, wie Ihr wollt, sie war immer noch schöner! Schlank wie eine Tanne. Ihr Gesicht! Ja, Ihr solltet einmal hineingesehen haben, wenn sie lachte! — Und ein paar braune, seelenvolle

Augen hatte sie! — Ich sage Euch, was man von Madonnen und dergleichen Krimskräms hört, das ist alles nichts dagegen! Der Tanz begann, und ich wagte zu ihr zu treten und sie zu einem Walzer aufzufordern. Sie blickte empor, und eine dunkle Röte überzog das soeben noch lächelnde Antlitz. Ich bin sonst ein guter Tänzer, aber weiss der Teufel, damals schienen meine Extremitäten förmlich behext; ich hüpfte sehr ungeschickt auf dem Podium umher, und als ich meine schöne Tänzerin auf ihren Platz zurückgeleitete — ach, ich Ungegeschickter! — da trat ich ihr auf das kleine, zierliche Füßchen! Verwirrt stammelte ich einige entschuldigende Worte und rannte dann blindlings aus dem Saal, um mich den ganzen Abend nicht mehr blicken zu lassen. Vergebliche Vornahme das — wer würde sie aber auch ausführen können! Nach einer halben Stunde schon näherte ich mich wieder, wenn auch etwas schüchtern, dem hellerleuchteten Raum. Es war gerade ein Damenpolka angekündigt und — denkt Euch — meine schöne Tänzerin schritt lächelnd auf mich zu. Wie gebannt blieb ich einen Augenblick unschlüssig auf meinem Platze, unsere Augen versenkten sich einige Augenblicke in einander, unsere Herzen öffneten sich ohne Worte und Erklärungen, dann aber legte ich meinen Arm um die schlanke Taille und fort gings in unbeschreiblichen Empfindungen. Ein Sprung über den Hellespont — in jenem Augenblicke wäre er mir als etwas ganz Gewöhnliches erschienen!“

„Nach dem Tanze fand ich Gelegenheit, mit meiner Dame ein Gespräch anzuknüpfen. Geist und Gemüt standen bei ihr in vollster Harmonie mit ihrer aussergewöhnlichen Schönheit; auf jeden Ton, den ich anschlug, ging sie ein, nur wenn ich über meine Studien sprach und sonstige Universitätsverhältnisse berührte, senkte sie traurig das Haupt, und es wollte mir scheinen, als ob sich eine Thräne aus ihren Augen stehlen wollte. Was konnte nur der Gegenstand ihres Kummers sein? fragte ich mich da wohl tausendmal.“

„Ich sah sie nachher nicht wieder, aber der seelenvolle Schimmer dieser braunen Augen leuchtete wie ein hoffnungsvoller Stern in das Dunkel meines freudlosen Lebens.“

„In diese Gedanken also vertieft, mochte ich wohl eine Stunde oder etwas mehr hin und her gewandert sein, als ich plötzlich vor mir zwei einsame Gestalten erblickte, die in der äussersten Ecke des Parks an einem Tische sassen. Der erste Blick verriet mir: es waren Studenten. Der eine, ein langer, fast zu langer junger Mann mit hellen Augen, lächelndem Mund und höchst geistreichen Zügen, präsentierte sich mir in einem Rock, dessen Farbe nur nach hypothetischen Möglichkeiten bestimmbar war, und dessen Schnitt nur nach Generationen berechnet werden konnte. Er machte den Eindruck, als sei er aus einem alten Gemälde des vorigen Jahrhunderts herausgestiegen, um sich hier im Sonnenschein und Blütenduft der erstaunten Welt zu zeigen.

Er sprach augenscheinlich seinem Kameraden Trost zu, denn dieser, ein blasser, ernster Jüngling mit gleichfalls intelligentem Gesichtsausdruck sass, den Kopf in die Hand gestützt, in tiefes Nachdenken versunken und antwortete nur sparsam.“

„Also mein Kaliber! sagte ich zu mir, als ich an den beiden vorüberging und sie in ihrem Gespräch innehielten, sonst aber von meiner Person gar keine Notiz nahmen. Ich muss mal versuchen mit ihnen eine Unterhaltung anzuknüpfen, dachte ich weiter, es spricht sich sehr angenehm mit Schicksalsbrüdern. Nach kurzer Überlegung schwenkte ich denn auch rasch um und marschierte gerades Weges auf sie zu.“

„Sie werden verzeihen, meine Herren“, begann ich etwas verlegen, „dass ich mich zu Ihnen geselle; ich wage es nur in der festen Überzeugung, dass Sie Musensöhne sind —“

„Mich anzuschliessen?“ ergänzte der Lange und fixierte mich vom Scheitel bis zur Sohle; seine Blicke hafteten vornehmlich an meinem Cylinder, der mit dem Alter seines Rockes keine allzu ferne Verwandtschaft verriet. Der Blasse nahm sich nicht einmal die Mühe, mich anzusehen.“

„Obgleich ich durch diesen Empfang etwas aus meinem stabilen Gleichgewicht gebracht worden war, so liess ich mich dennoch nicht abschrecken und sprach weiter: „Sehen Sie, meine Herren, ich bin noch nicht lange hier und daher auch erst mit Wenigen bekannt;

werden Sie es also begreiflich finden, dass ich mich nach gescheiter Unterhaltung sehne?“

„Wir sind durchaus nicht unterhaltend“, fiel wieder der Lange ein, und der Blasse erhob dazu sein Gesicht, und ein fast verächtlicher Zug schien um seine Mundwinkel zu spielen.

„Nach Gesellschaft, wollte ich sagen“, verbesserte ich mich. „Erlauben Sie, dass ich mich Ihnen vorstelle: Mein Name ist Hermann Bach, ehemaliger Student der Philologie.“

„Ach so“, begann jetzt der Lange und reckte sein Korpus in die Höhe, „mein Name ist Felix Dittmann, Student der Theologie.“ Gleich darauf sagte der andere, wenn auch etwas zögernd: „Ich heiße Karl Hiller, studiere Jura.“

„Nun war die Bekanntschaft gemacht, wir waren Studenten, und damit ist genug gesagt. Nach kurzer Zeit sassen wir denn auch in traulichem Gespräch zusammen, als ob wir uns schon seit langen Jahren kannten. Dittmann war ein höchst lustiger Bursche, der stets seine Rede mit einem Zusatze unverfälschten attischen Salzes würzte; Hiller war immer ernst, sprach wenig, lächelte nur selten und dann immer etwas gezwungen.“

„Haben wohl einen heimlichen Kummer“, wandte ich mich an den letzteren. „Sind wahrscheinlich in das Labyrinth zweier Augen geraten, aus welchem Sie sich nicht wieder herausfinden können? Ja, ja, ich kenne das, bin auch drin; gebe nur der Himmel, dass ich den Faden der Ariadne finde!“

„Liebe ist's nicht,“ erwiderte Hiller etwas verlegen, worauf Dittmann gleich scherzend einfiel: „Ich habe es ihm schon hundertmal gesagt, dass sein Gesicht nicht so sehr die Korrespondenz mit dem Geldbeutel, und zwar mit dem leeren, verraten soll. Was schadt's, wenn uns auch der Philister an die Luft setzt; nun dann mieten wir uns hier bei Mutter Grün ein, wo uns die frische Luft aus erster Hand entgegenweht.“

„Vergeben Sie meinem Freunde sein unbesonnenes Gerede“, nahm Hiller bescheiden das Wort.

„Sie brauchen nichts zu fürchten“, entgegnete ich beruhigend. „Bei näherer Bekanntschaft werden Sie gewiss besser über mich urteilen, als Sie es gegenwärtig thun.“

„Ach, Paperlapap“, lachte Dittmann. „Wir haben durchaus keine Geheimnisse, welche wir zu verschweigen hätten. Ich bin ein armer Kerl, mein Freund ditto. Morgen sollen wir den dreimonatlichen Mietzins und ausserdem einige grosse Kleinigkeiten bezahlen, sonst werden wir einfach an die Luft gesetzt und können vielleicht obendrein noch kostenfreies Quartier erhalten. Das ist alles.“

„Hiller war, wie mit Blut übergossen, aufgestanden und wollte sich entfernen. Dittmann hielt ihn aber zurück und fragte besänftigend: „Willst du denn mehr scheinen als du gegenwärtig bist und hast? Vor dem Bach brauchen wir doch kein Blatt vor den

Mund zu nehmen, der nimmt es, wie's ist. Nicht wahr?"

„Selbstverständlich,“ bestätigte ich aufrichtig. „Habe doch auch ich stets mit der chronischen Schwindsucht des Geldbeutels zu kämpfen gehabt und werde also diese Krankheit zu würdigen wissen. Wie viel beträgt Ihre Schuld?“ fragte ich beiläufig.

„Nun, so ungefähr hundert Rubel wird es wohl ausmachen“, erwiderte Dittmann. „Bei Lina Morgenstern sei's aber geschworen, wir haben keinen einzigen Heller und auch kein Atom Hoffnung, früher denn vor einigen Monaten in das Pekunia-Paradies versetzt zu werden. Bei uns ist nämlich — Gott sei's gelobt — absoluter Stillstand aller Ein- und Ausgaben eingetreten, und was den warmen Löffelstiel anbetrifft, der hat schon seit ein paar Wochen keine Audienz in unserem Magen gehalten.“

„Welche Gefühle durchrieselten mich bei diesem Geständnis! Ich hatte wohl auch keine rosigen Tage, aber ich verdiente doch etwas und hatte Hoffnung diese Geldsumme aufreiben zu können. Ich teilte ihnen mein Vorhaben mit und bat mir ihre Adresse aus, um sie besuchen zu können.“

„Da gab's ein Protestieren, besonders von Hillers Seite, zuletzt aber trennten wir uns doch, um nach ein paar Tagen wieder zusammenzutreffen. Bis dahin sollten sie ihre Gläubiger noch hinzuhalten suchen.“

„Wie gesagt, auch in meiner Geldkasse

herrschte stete Ebbe und besonders zu jener Zeit; das Allerschlimmste war aber, dass mein Herr Baron auf seine landwirtschaftlichen Fluren übergesiedelt war und erst nach einigen Wochen zurückerwartet wurde. Meine hauslehrerliche Thätigkeit hatte mich wohl mit verschiedenen reichen Leuten in Berührung gebracht, aber wie wenige dieser Krösusse haben ein menschenfreundliches Herz in der Brust! Ich wollte nun alles wagen und hatte auch einige Hoffnung auf Erfolg — doch es sollte mir nicht so leicht werden!“

„Der erste, dem ich mein Anliegen vorbrachte, war der Sohn eines sehr reichen Komptoiristen und zudem selbst noch Kassierer eines der grössten Handelshäuser der Stadt. Er hatte sich herabgelassen, mich seinen Freund zu nennen und mir sogar das kordiale „Du“ gegen das steife „Sie“ angeboten. Ich wandte mich an ihn mit schriftlichen warmen Worten. Er antwortete: „Geehrter Hermann!“ (Ich hatte ihn mit „Lieber Freund“ angeredet.) „Leider muss ich bedauern, Deine Bitte nicht erfüllen zu können, da ich meinem Vater das Ehrenwort gegeben habe, niemandem etwas zu borgen. Ergebenst N. N.“ Das war mit anderen Worten: Da ich voraussetze, dass Du mir diese Summe nicht zurückzahlen wirst, so werde ich mich wohlweislich hüten, sie Dir zu geben. — Ich beehrte meinen Herrn N. N. noch mit einem Schreiben — ich gab ihm sein „Du“ und seine Freundschaft zurück.“

„Darauf ging ich persönlich zu einem hoch-

angesehenen reichen Rentier. Ich hatte einen seiner Söhne, der für den Militärstand reif war, in kurzer Zeit für die Universität vorbereitet und ihm dabei, ausser der Erfüllung der mir obliegenden Pflicht grosse Dienste erwiesen. Bei meinem Eintritt begrüßte mich der Rentier wie einen seiner liebsten Freunde und überschüttete mich mit den verschiedenartigsten Ergebenheitstiraden und Schmeicheleien. Als ich ihm aber den Zweck meines Besuches mittheilte, wurde seine Nase kreideweiss, seine Augen hingen an den Spitzen seiner Stiefel, welche sich wie im Gespräche zu einander gesellten. Er hätte gewiss durch diese unerwartete Wendung meines Gespräches völlig Schiffbruch gelitten, wenn er nicht beide Hände in den Rocktaschen untergebracht und sich an sich selbst, wie an einen Mast, geklammert hätte. Nun räusperte er sich und brachte endlich seine Entschuldigungen hervor. „Ja, lieber Herr! so gern ich es thun möchte — aber wissen Sie — ich habe einen Schwiegersohn — der kostet mich viel — er verschluckt ungeheure Summen; — daher — — Sie verstehen. — Wenn es nach einigen Monaten sein könnte — so — ja — dann — vielleicht — aber jetzt — Sie verstehen mich.“ „Ja, ich verstehe Sie ausgezeichnet“, erwiderte ich und erhob mich, um sein Haus für immer zu verlassen. Er reichte mir beim Abschiede kaum die Fingerspitzen seiner Hand und beehrte mich mit keinem einladenden Wort zum Wiederkommen.“

„Mein Mut und meine Hoffnung hatten schon ein gründliches Leck erhalten, als ich mich an einen Dritten, einen sogenannten Aktionär und Hausbesitzer, diesmal zur Abwechselung brieflich wandte. Ich hatte zwar vielfach von seinem Geize gehört, aber was wagt man nicht alles in pekuniärer Drangsal: man gleicht dem Ertrinkenden, der die Arme nach einem retten- den Strohhalbm ausstreckt. Ich vertraute hier wenigstens auf meine jahrelange Bekanntschaft mit dem Herrn Hausbesitzer und fügte meiner Bitte die bindendste Versicherung baldiger Rückerstattung bei. Er erwiderte: „Geehrter Herr! Die Mieten sind in diesem Jahr so immens gesunken, dass ich beim besten Willen Ihre Bitte nicht erfüllen kann.“

„Ihr könnt Euch denken, wie mir zu Mute war, als ich auch dieses Schreiben empfing. Alle meine Hoffnungen waren rein zu Wasser geworden und ausserdem marterte mich der Vorwurf, dass ich mich an solch niedrige Seelen mit meiner Bitte gewandt hatte. Sollte ich aber jetzt mit leeren Händen zu meinen Freunden zurückkehren? Sollte ich die ihnen vorgespiegelte Hoffnung in bittere Enttäuschung verwandeln? Nein, das konnte ich nicht — ich musste noch mehr wagen — ich musste! Aber wie und wo? Zu einem Wucherer — einem Halsabschneider — ja, wenn ich auch die himmelschreienden Prozente bezahlen wollte, Geld zu erhalten war doch noch so schwer, wie der Weg durchs Nadelöhr für ein Kameel. Doch Not wagt alles.“

„Ich kannte eine Familie, die einzige unter allen reichen Bekannten, die ich fast täglich besuchte, besuchen durfte und von der ich wie ein Zugehöriger betrachtet wurde. Der Hausherr war mir wie ein Vater zugethan, und seine Frau achtete ich nächst Gott und meiner Mutter am höchsten. Seine Söhne standen mir wie Brüder nahe. An diesen dachte ich erst jetzt, merkwürdiger Weise ganz zuletzt; dass ich von dort nicht „leer“ weggehen würde, war mir wohl klar, aber der Gang dahin wurde mir schwer. Wohl zehnmal kehrte ich, bei der Thür angelangt, um, in der Hoffnung, doch noch einen andern Ausweg zu finden. Leider fand sich keiner, und so ging ich denn hinein. Wie es mir erging? Erlasst mir das, Freunde!“

„Es sind seitdem Jahre vergangen, aber stets wenn ich mich dieses Tages erinnere, überkommt mich eine dankerfüllte Rührung. Es giebt doch noch edle Menschen auf der Welt!“

„Vergnügt und wohlgemut machte ich mich nun auf den Weg zu meinem neuen Bekannten. Nach langem Suchen und Fragen gelangte ich endlich in ein kleines Gässchen, zu einem schmutzigen, schmalen, laternenähnlichen Hause. Ich stieg drei Treppen hinauf mit Angst und Not, die vierte fast mit Grauen; endlich stand ich oben und zugleich unter dem Dache. Die übel beschaffenen Fensterlein widersetzten sich wenig den vier Winden, welche hier ihr Unwesen trieben und mit der

Feuchtigkeit liebäugelten, die hier ein Patent auf Lebenszeit genommen hatte. Das Tageslicht hatte diesem Raume seine geschätzte Gegenwart gänzlich entzogen: ich sah gar nichts, so nahe ich dem Himmel auch war. Endlich hörte ich etwas; es war die Stimme meiner Freunde. Ich tappte leise nach der Klinke und trat ein und — „da drinnen, da war es fürchterlich!“ Am grossen und einzigen Tisch, auf dem ein dünnes Talglicht seine ökonomischen Strahlen nach allen Himmelsrichtungen aussandte, sass Hiller hinter Büchern und einem ungeheuren Tintenfass. Dittmann hatte sich an ein Geschäft gemacht, welches ich erst hernach begriff. Er hatte nämlich einen Kragen im Waschbecken gewaschen und plättete ihn soeben mit der heissen Theekanne, deren Inhalt nebst einigen Semmeln die Abendmahlzeit abgeben sollte. Ausser diesem Tisch entdeckte ich an Meublement noch ein paar Rudimente von Stühlen, die vor Altersschwäche an allen Gliedern zitterten und täglich auf Erlösung von dem Erdenwallen hofften; ein Bett mit einer Art Sack bedeckt, den man bei Anwendung grosser Phantasie allenfalls für eine Bettdecke nehmen konnte, ein Bücherbrett, auf dem Bücher und Hefte wirr durcheinander lagen, eine Waschsüssel, an der ebenfalls „der Zahn der Zeit“ gewaltige Spuren hinterlassen hatte. Das war alles.“

„Willkommen, sehr willkommen!“ schrie mir Dittmann entgegen und pochte einem der beiden altersschwachen Stühle dermassen auf

die Lehne, dass derselbe eine ganze Wolke von Staub herauswirbelte und in allen seinen restlichen Fugen krachte. „Wollen Sie gefälligst Platz nehmen, bitte!“ Hiller stand von seiner Arbeit auf und begrüßte mich ebenfalls. Ich liess mich natürlich ohne Weiteres nieder, holte aus der Tasche die göttlichen Rubelscheine, ausserdem noch zwei Fläschchen voll edlen Nasses und übergab sie den Beiden. Die Überraschung und Freude war unbeschreiblich. Dittmann fiel mir um den Hals und nannte mich einen Teufelskerl, Hiller stand wie versteinert da und drückte mir gerührt die Hand. Dann gab es ein Jauchzen und ein Anstossen, die Versicherung eines herzlichen und ewigen Freundschaftsbündnisses in allen Lebenslagen, in guten wie in bösen.“

„So kommt mir doch einmal wieder der goldene Göttertrank über die Lippen“, rief Dittmann, „von aussen hab' ich ihn wohl oft genug besungen.“ Und selbst der bleiche, ernste Hiller wurde ganz umgewandelt und citierte:

„Zwei kennen sich schon manches Jahr,
Und kennen doch sich nicht am Ende,
Zwei reichen einmal sich die Hände
Und kennen sich schon manches Jahr.“

Und als der Wein erst seine Pflicht und Schuldigkeit gethan, als er die trüben Schicksalswolken verscheucht und durch rosige Stimmungen ersetzt hatte, dämmerten auch die Erinnerungen auf und ein jeder hatte etwas Schnurriges und Belustigendes, etwas Trübes und Frohes mitzuteilen. Auch der wehmütige

Strahl der Liebe hatte seinen Glanz in unsere Klausen leuchten lassen — eines jeden Herz ging auf in allerlei Mitteilungen; und ich beichtete ebenfalls haarklein mein Zusammenreffen in der Tanzgesellschaft mit dem Ideale meines Herzens. Bei der Nennung ihres Namens wurde Hiller ganz besonders aufmerksam und forschte mich gründlich aus. Als ich aber jedes Detail vorgebracht hatte, wurde er aussergewöhnlich fröhlich und rief, sein Glas an den Mund setzend: „Aufs Wohl Ihrer Lucie, gewiss doch Ihrer zukünftigen Frau?“

„Seit dieser Stunde entspann sich zwischen uns ein enger Verkehr. Wir besuchten uns oft, trösteten uns gegenseitig und schmiedeten Hoffnungen für die Zukunft. Ach, wie viele bedeutende Anregungen und reine, schöne Genüsse verdanke ich dieser Zeit unserer Freundschaft! Es sollte aber nicht lange so bleiben. Nach einigen Monaten hatten meine Zöglinge das Eintrittsexamen in das Gymnasium bestanden, und ich konnte gehen. Zum Glück bekam ich anderswo sogleich eine Stelle. Diese Stadt aber musst' ich verlassen.“

„Der Abschied von meinen Freunden war schwer und rührend. Wir gelobten uns wohl stets einander zu schreiben, mit der Zeit vergassen es aber beide Teile.“

„So verstrichen denn allmählich wieder einige Jahre. Das Schicksal brachte mich nach N. zurück. Schon in den ersten Tagen traf mich ein unerwartetes Unglück. Mein ganzes Geld und alle meine Habseligkeiten wurden mir

gestohlen. Nun begann erst recht der Kampf mit den bösen Mächten der Verhältnisse; ich schwebte stets zwischen dem Zenith der Sorge und dem Nadir des Kammers, wozu sich noch der „Übel grösstes“, drückende Schulden, gesselten. Ein Manichäer nach dem andern überannte mich in meiner Wohnung und drohte mich zu verklagen, wenn ich seine Forderungen nicht raschest berichtigte. Ich bat um Geduld und Zeit, aber alles vergeblich; meine Lage wurde mit jedem Tage trauriger. Keine Beschäftigung, kein Geld — Nahrungssorgen und Schulden! O diese Zeit, da ich in der Stadt umherlief, gleich einem bunten Hunde, um irgend eine Anstellung zu erbitten, und stets mit Achselzucken empfangen und mit halben Versprechungen, denen die Unwahrheit schon an der Stirn geschrieben stand, entlassen wurde. Ich hätte damals gern die sichere Stellung des simpelsten Arbeiters für meine ganze Wissenschaft eingetauscht.“

„So überraschte mich eines Morgens früh die Visite eines jener Beamten, die mit dem „Wohnt hier der So und So?“ einen Papierstreifen präsentieren, auf dem in grossen Lettern „Auf Befehl etc.“ prangt. Ich empfang dies Papier, und alles, was mein Inneres in diesem Augenblicke bewegte, rann in ein grosses, schmerzhaftes Gefühl zusammen — ich vergrub das Gesicht in meine Hände und musste bitterlich weinen.“

„Es giebt eine Stufe der Ratlosigkeit, die statt des Mutes sich mit jenem entsetzlichen

Stumpfsinn waffnet, bei dem man nichts mehr hofft und nichts mehr fürchtet. In einem solchen Zustande — Stimmung kann man es nicht nennen — verliess ich das Haus, um mich „vor die Schranken“ zu stellen. Dort fragte ich einen mit blanken Knöpfen geschmückten Gerichtsdieners, ob mein „Kläger“ schon erschienen sei; er verneinte es, dem Advokaten schlug ja — damals!! — keine Stunde. „Aber wenn Sie nicht Zeit haben“, bemerkte er, „können Sie Ihre Gründe und Bekenntnisse dem Herrn Präsidenten vorbringen und dann getrost nach Hause gehen; das Urteil wird ohne Sie gefällt.“

„Er hatte die Freundlichkeit mich in das Gerichtszimmer zu führen, wo neben zwei anderen ein langgewachsener Herr präsiidierte, der dem Aussehen nach eine sehr distinguierte Persönlichkeit zu sein schien.“

„Ich trug ihm meine Sache vor und erklärte, dass ich den beidem klagenden Schneider bestellten Anzug deshalb nicht übernommen, sondern gebeten hätte, ihn anderweitig zu verkaufen, weil ich plötzlich bestohlen worden und ohne Anstellung oder die Aussicht dazu, keine Hoffnung auf Bezahlung hätte geben können. Der Schneider hätte mir damals nichts darauf geantwortet, jetzt aber nach sechs Monaten mich durch einen Konsulenten citieren lassen. Ich bäte daher um eine Frist oder nur um das Zudiktieren eines kleinen Schadenersatzes an den Schneider.“

„Der Herr Präsident herrschte mich barsch

an: „Sie müssen bezahlen, nebst allen Gerichtskosten, und zwar in vierzehn Tagen!“

„Wenn ich es könnte, gern“, entgegnete ich, „aber bedenken Sie nur meine traurige Lage, zudem stehe ich ja nicht allein da, — ich habe noch eine Mutter zu versorgen!“

„Gleichviel! das sind Nebensachen. Sie müssen die Kleider übernehmen und bezahlen müssen Sie sie auch; sonst müssen Sie — sitzen. Übrigens habe ich keine Zeit — gehen Sie ins Vorzimmer und warten Sie dort, bis Sie vorgeladen werden. Der Advokat wird wahrscheinlich bald erscheinen.“

„Ich begab mich nun wieder in das Gerichtszimmer zurück, wo ich Zeit hatte, über die Justitia nachzudenken. Recht! Was ist eigentlich Recht? Ist es wirklich der Ausdruck eines vernünftigen Willens, das Postulat einer intuitiven Logik oder nur ein untaugliches Aktenfutter, ein auf blossen Zufälligkeiten, Wendungen oder auf mechanischer Geschicklichkeit beruhender, in der Luft schwebender Schemen? O diese des Adels der Menschheit lachende Satire, Justitia, die in so seltenen Fällen mit dem objektiven Recht, mit dem gesunden Menschenverstand übereinstimmt! Sollte sich uns da nicht der Wunsch aufdrängen, dass die Rechtsgesetze weniger blosse Pandektenfloskel und mehr eine selbständige Rechtsfindung würden, ein Faktor der objektiven Wahrheit? — Und dazu gehört wirklich nur ein gesunder Menschenverstand, der Zusammenhang und die Fühlung mit dem wirklichen

Leben, um gerecht zu urteilen; aber ungestraft Unrecht zu thun, das erfordert Studium!“

„Nach anderthalbstündigem Warten und Beobachten der ziemlich uninteressanten Umgebung wurde ich endlich vorgeladen. Die Anklage begann, indem der Advokat seine lateinischen Citationsphrasen hersagte. Seine Stimme klang so weich und schien mir wohlbekannt. Ich blickte auf und erkannte — wen? meinen Freund Hiller! In demselben Augenblicke wurde auch ich von ihm wiedererkannt.“

„Hermann, bist Du es, Du?“ ruft er entzückt aus und umarmt mich in Gegenwart des ganzen Gerichtspersonals, das einen solchen Vorfall gewiss zum ersten Mal erlebte, dass der Advokat des Klägers den Verklagten in aller Freundschaft umarmt.“

„Ich begleitete ihn hernach in seine Wohnung und erstaunte über die Pracht und all die Eleganz, die darin herrschten.“

„Ich bin Dir zu allererst eine Erklärung schuldig, lieber Hermann“, begann er. „Du hast mich damals als einen sehr armen Studenten kennen gelernt: dem war nicht also. Verzeihe, dass ich Dich getäuscht und Dir nicht die volle Wahrheit gestanden habe. Du sollst sie jetzt erfahren. Ich hatte einer Beleidigung wegen ein Duell, in dem ich meinen Gegner lebensgefährlich verwundete. Mein Vater, ein heftiger Gegner des Duells, hatte die Sache erfahren und mir zur Strafe zwei Jahre hindurch alle Subsistenzmittel entzogen.

Jetzt bin ich mit ihm wieder ausgesöhnt und habe mein Vermögen selbst angetreten. Du wirst es mir verzeihen, wenn ich Dir damals nichts davon mittheilte, weil es einesteils auch zu Deinem Besten verschwiegen bleiben musste. Darüber später! Und was meine gegenwärtigen Verhältnisse anbetrifft“, schloss er, „findest Du gewiss selbst den wesentlichen Unterschied zwischen meiner damaligen Studentennoth heraus, ohne dass ich Dir Näheres auseinanderzusetzen brauche.“

„Ich finde gar keinen Unterschied“, entgegnete ich, „Du bist noch immer derselbe geblieben und alles Übrige ist Nebensache.“

„Es ist nicht Nebensache, lieber Hermann“, antwortete er belehrend. „Nach jahrelangem Arbeiten und Entbehrungen aller Art in der Studienzeit ist es angenehm, ja sogar Bedürfnis, ein solches Heim zu haben. Auch Du musst danach streben, aus dem Schatten des Lebens heraus in das Licht zu treten. Es ist genug des Umherirrens in Deinen Jahren, Du musst Dir jetzt eine Häuslichkeit gründen, in welcher Du froh den Morgen erwarten und getrost den Abend beschliessen kannst: Du musst vor allem eine reiche Frau heiraten, wozu ich Dir als findiger Rechtsfreund behilflich sein werde. Dein Ideal müsstest Du natürlich aufgeben, oder hast Du heute mehr Hoffnung auf Deine Lucie als damals?“

„Frage mich nicht“, versetzte ich verstimmt. „Ich und heiraten; so wenig ich in meinen gegenwärtigen Verhältnissen daran denke,

ebenso wenig und hundert Mal weniger werde ich mich von diesem Bilde in meinem Herzen trennen, das meinen grössten Schmerz und doch dabei mein einziges Glück ausmacht.“

„Ach was, das sind alles zu ideale Ansichten“, fiel er mir lächelnd ins Wort. „Du wirst und musst heiraten! Ich habe einmal auch so gedacht, seitdem ich aber verheiratet bin, habe ich ganz andere Ansichten.“

„Was, Du bist verheiratet?“ fragte ich verwundert. „Und Deine Melanie?“

„Komm, Du sollst selbst sehen, ob sie nicht einer Melanie wert ist.“ Dabei zog er meinen Arm in den seinen und führte mich schnell durch einige Zimmer in einen grossen Saal.“

„Melanie, liebes Frauchen“, rief er nun freudig, „hier bringe ich Dir meinen lieben, lang ersehnten Freund Bach. Und Du, Lucie, mein liebes Schwesterherz“, wandte er sich zu einer andern jungen Dame im Zimmer, „wirst ihn gewiss auch sehnsüchtig erwartet haben, Deinen geschickt ungeschickten Tänzer, um mit ihm einen famosen Walzer zu tanzen.“

„Ich stand jetzt wie vom Blitz getroffen da; der Boden wankte mir unter meinen Füßen. Hätten mich nicht die herzlichen Worte der Frau meines Freundes in die Wirklichkeit zurückgeführt, ich würde geglaubt haben, meine Seele habe sich verflüchtigt und ich sehe Visionen. Lucie stand vor mir; sie war es wirklich, meine Liebe, deren bebende Rechte in der meinigen ruhte; es waren dieselben himmlischen braunen Augen, die mir vor

einigen Jahren den Blick in ein Paradies gestattet und in all meine Qual wie ein tröstender Stern hineingeleuchtet hatten; es war derselbe Mund, dasselbe anmutige Lächeln, mir eine Welt von Schönheit und eine Unermesslichkeit von Liebe verheissend: ja, es war wirklich Lucie!“

„Das Ende wisst Ihr, lieben Freunde, oder könnt es Euch denken. Nach kurzer Zeit bekam ich, dank den Bemühungen Hillers, eine lohnende Anstellung, und nach einem Jahre sprach Dittmann, der inzwischen in derselben Stadt Pastor geworden war, über mich und meine Lucie den Hymenssegen aus. Wenn ich jetzt mein liebes Weibchen umarme, ihr in die schönen Augensterne schaue und auf unseren jungen Nachwuchs blicke, so muss ich immer der Worte des Dichters gedenken:

„Alles geben die Götter, die unendlichen,
Ihren Lieblingen ganz:

Alle Schmerzen, die unendlichen,

Alle Freuden, die unendlichen, ganz.“

„Ja alle Freuden, die unendlichen, ganz“, wiederholte der Dichter, und lächelte eigentümlich, ganz so wie er in den Jahren seines Schaffens gelächelt, wenn er eine hübsche Idee gefunden hatte.



„Blau, grau oder braun?“

Ein schöner, stiller Sommertag neigte sich seinem Ende zu, einer von denen, die sich so warm ans kalte Herz legen, dass alle Gefühle sich beleben und aufspriessen wie Sonnenblumen der Sonne entgegen. Das Blau des Himmels war so dunkel und doch so durchsichtig zart, als müsse man in das Allerheiligste hineinschauen können und sehen, wie die Engel zwischen den prangenden Beeten des himmlischen Gartens wandeln, wie sie Sträusse binden und nach Paradiesvögeln haschen.

Das mochten wohl auch die drei lustigen Gesellen, die unter dem seligen Blau des Himmels sassen und tranken, wirklich sehen oder doch zu sehen glauben, denn andächtig und verklärt blickten ihre Augen zuweilen in das tiefdunkle Blau in der Höhe. Ihre wogenden Gefühle stiegen auf der Jakobsleiter des Traumes, der Freundschaft und der Liebe wie flammende Engel zum Himmel hinauf und herab.

Der eine, ein junger Blondkopf mit blauen Augen, begann, indem er seinen zarten, fein gebauten Körper leise hin- und herwiegte, in

vertrauensvollem Tone zu seinem Nachbar:

„Das wirst Du doch zugeben müssen, Karl, dass sie sehr hübsch ist?“

„O, mein bester Freund“, entgegnete der Angeredete, um dessen scharfgeschnittene Mundwinkel potenziertes Spott, oder deutlicher gesagt Malice zuckte, „wie leid thut es mir doch, Deinen Geschmack tadeln zu müssen. Hast Du denn nicht bemerkt, dass ihr Kinn zu kurz und die Form ihrer Nase nichts weniger als anmutig ist? Nein, wahrhaftig, eine solche Schönheit könnte mich nie bezaubern.“

„Die Nase allerdings, die ist etwas kurz, aber sie verleiht dafür ihrem Gesichte so viel Pikanterie. Und hast Du jemals eine schönere weissere und glänzendere Stirn gesehen?“

„Das könnte man ebenso gut von einem Gebirge sagen!“

„Ihr Mienenspiel ist wahrhaft bezaubernd.“

„Und setze hinzu, dass ihm eine gewisse Unschuld fehlt, und nur Stolz und Eitelkeit aus ihm sprechen.“

„Warum nicht gar!“ knurrte der Blondkopf augenscheinlich etwas gereizt. „Und die Eleganz, die Schmiegsamkeit ihrer Taille, die Anmut ihrer Haltung, ihrer Bewegungen? Das ungewöhnliche Feuer ihrer blauen, seelenvollen Augen?“

„Grauen Augen, wolltest Du wohl sagen!“

„Nein, blaue, seelenvolle Augen“, bekräftigte der andere, der durch den beständigen Widerspruch des Freundes aus seiner Ruhe zu

kommen schien. „Blau wie der azurblaue Himmel, der sich in unermesslicher Weite über uns ausbreitet. Das Auge Wallys ist blau, blau sage ich nochmals!“

„Du hast nicht tief genug hineingeschaut“, unterbrach ihn sein Kamerad mit einem kleinen Anflug von gutmütigem Spott. „Das Auge Wallys ist grau. Für einen begeisterten Verehrer dieser Schönheit und Wallys Bräutigam in spe ist dieser Irrtum eigentlich unverzeihlich.“

Nun entspann sich zwischen den Beiden ein recht heisser Streit über „blau“ und „grau“, während der dritte, der bisher wie ein Nichtsdenker mit der ruhigsten Miene immer nur in das Blaue hinaufgestarrt und von Zeit zu Zeit der Flasche fleissig zugesprochen hatte, sich ebenfalls in das Gespräch mischte. „Ihr wisst es beide nicht. Ich sage Euch, das Auge Wallys ist braun!“

Die beiden Streitenden drehten sich mit einem Ruck nach dem Sprecher um und machten dabei ein Gesicht wie Bileam, als seine Eselin zu reden anfang. „Du kennst sie ja gar nicht!“ erschallte es plötzlich unisono von beider Lippen.

„Eben darum! — Da Du“ — er wandte sich zu dem „blauen“ — „verliebt bist, so hast Du ohne Zweifel Unrecht, denn die Liebe ist blind. Und da Du“ — das galt dem „grauen“ — „Poët bist, so hast Du ebenfalls nicht Recht, denn Leute, deren geflügelte Seele auf dem Mars, Jupiter und Uranus ihre Visiten macht, bis-

weilen auch einen kleinen Ausflug nach dem Sirius unternimmt, pflegen wenig Verstand zu haben. Ich aber, an dessen Herz äusseres und inneres Leid zerstörend arbeitet, dem der Becher der Freude, den er schon zum Munde führte, auch noch am Lippenrand zerschellt“ — er hatte hierbei seinen Becher erhoben, geleert, und setzte ihn nun ruhig wieder nieder — „ich allein kann also wahr urteilen und sage Euch: die Augen Wallys sind braun, braun wie dieser Granat, der hier an meinem Finger funkelt.“

Der Streit begann nun erst recht hitzig zu werden und wurde immer heftiger, je mehr man den Flaschen auf den Grund kam. Bald wurde „blau“, „grau“ und „braun“ die Spindel, um die das Gewebe der Unterhaltung hin und wieder schnurrte.

Während dessen sass der Gegenstand des heissen Streites, ein blühendes junges Mädchen von etwa achtzehn Jahren, einige Strassen entfernt in einem luxuriös ausgestatteten Boudoir, den Kopf in die Hand gestützt, nachdenklich vor einem offenen Briefe, dessen Inhalt folgendermassen lautete:

„Teueres Fräulein!

Dass ich Sie unaussprechlich liebe, habe ich Ihnen schon tausendmal gesagt; dass ich es aber an Ihrer Seite mein ganzes Leben hindurch beweisen darf, darum zu bitten, komme ich heute.

Ihr ganz ergebener

Reinhold von Speller.“

Es war kein glücklich beseligtes Aufleuchten ihrer Augen, als sie das Billet-doux überflog. Galt auch Reinhold von Speller für einen der alleredelsten Gentlemen der Stadt, war er ausserdem gross und schön gewachsen, geistreich und reich, zählte er sich auch zu den Vornehmsten der Aristokratie, dennoch zog ein leichtes, schwermütiges Lächeln um die feinen Lippen des jungen Mädchens, ein Lächeln, das den heiligen Schauer der Liebe noch nicht kennt, ihn aber doch so gern kannte. Die schönen Augen glitten gleichgiltig über den Brief hinweg und hefteten sich auf ein aufgeschlagenes Buch, in dem das Fräulein vor dem geblättert hatte; halblaut las es nochmals vor sich hin:

„Weisst Du, was die Liebe ist?

Ach, ein Kind mit leisen Schwingen,
Schwärmend bald, und bald voll Scherz

Müht es sich, in jedes Herz

Los und luftig einzudringen.

Zagend jetzt, und jetzt voll Mut,

Laulich jetzt, und jetzt voll Glut. —

Kennst Du es, das ist die Liebe.“

Der Diener trat ein und meldete, eine Karte überreichend, dass ein Herr das gnädige Fräulein zu sprechen wünsche. Auf der Visitenkarte stand: Heinrich Lindhoff, Kandidat der Rechte.

„Was sollte mir wohl ein Herr Lindhoff zu sagen haben?“ lispelten die rosigen Lippen, während das Mädchen neugierig dem Empfangssaal zuschritt, wo ihr ein junger Mann

von würdigem und schönem Aussehen entgegentrat.

„Sie verzeihen, gnädiges Fräulein, mein Erscheinen“, begann der Fremde stockend, einen Augenblick, wie es schien, verlegen. „Ich habe in meinem ganzen Leben nie gelogen und möchte es auch in diesem Augenblick Ihnen gegenüber nicht. Sie erlauben daher, dass ich Ihnen in voller Wahrheit den Zweck meines Kommens erkläre. In fröhlicher Gesellschaft, unter fröhlichen Freunden entspann sich ein Streit über die Farbe Ihrer Augen. Man stimmte für blau und grau, während ein Dritter, der Sie gar nicht kennt, für die braune Farbe seine Stimme abgab. Das Los bestimmte mich zum Abgeordneten, und Sie werden verzeihen, gnädiges Fräulein, wenn ich mich mit der offenen Frage: welche ist nun die richtige Farbe? an — Sie wende.“

Einen Moment senkten sich die dunklen Wimpern über die hellen Augensterne; als sie sich langsam erhoben hatten, lag ein unsagbar beseligender Ausdruck in diesem Blicke. „Befanden Sie sich auch unter den Streitenden?“ fragte sie zögernd.

„Ja“, entgegnete Heinrich Lindhoff.

„Und Sie stimmten?“

„Für braun“, entgegnete er festen Tones.

Da trat das erglühende Mädchen dicht vor den jungen Mann, und die schönen Augen emporschlagend, sagte sie über und über errötend: „So schauen Sie selbst hinein und überbringen Sie den Freunden die Antwort.“

Und selbstvergessen blickte er in diese seelenvollen Augen, deren tiefes Braun ihm entgegenleuchtete, und in ihm klang es jubelnd: „Geliebte!“ und ihr erging es wie der Lotusblume, von der Heine singt, die schüchtern beim Anblick des Mondes, ihres Geliebten, das Haupt senkt und erschreckend in den Wellen sein Bild sieht.

Was für Gesichter machten der „Blaue“ und der „Graue“ bei der Zurückkunft des „Braunen“! Um wie viel verdutzter blickten sie einander an, als einige Monate später Fräulein Wally und Herr Lindhoff, Kandidat der Rechte, ihre Verlobung den lieben Bekannten und Verwandten pflichtschuldigst mitteilten!



Eines Schlüssels wegen.

„Unter allen Tieren hat doch der Mensch allein das Recht ein Narr zu sein“, dachte ich bei der Rückkehr von einem langweiligen Besuch und vergass, dass ich nach der vorletzten Treppenstufe die letzte nehmen musste, stolperte und hinab ging's mit mir in der umgekehrten Himmelfahrt. „Verdammt!“ murmelte ich in meinen Hut, den ich mir wieder aus der Ecke geholt hatte, und unwillkürlich fiel mir das Schicksal Mohameds ein, den der Engel Gabriel dreimal an die Erde geworfen hatte, um ihm das Leben beizubringen. „Herr, Du willst mit mir etwas durchsetzen, gut, aber meine Gebeine werden daran denken.“ —

Langsam und wohlbedächtig wie ein Eier abzählendes Hökerweib addierten jetzt meine Füße die Stufen und die Summe kam richtig heraus. Doch das Gefühl, die erste Verrechnung mit einigen Nachwehen bezahlen zu müssen, prickelte mir in allen Gliedern.

Mit grossen Schritten lief ich daher vom Mittelpunkt meiner Stube aus in Spiralen umher, die Kreislinie wurde immer weiter und

endigte sich notgedrungen an meinem Schreib-
tische. Siehe da ein Brief, dazu ein wohl-
beleibter! Ich las die Aufschrift: Herrn Hans
Sandmann. (So heisse ich nämlich, denn ich
muss mein Incognito ablegen, da ich der
Held dieser Geschichte bin.) Es war eine
Frauenhand — merkwürdig! Das Siegel sprang
endlich auf und aus dem rosaroten Briefbogen
leuchteten mir folgende Zeilen entgegen:
„Heute Abend um 6 Uhr am Gartenpförtchen.
Hier der Schlüssel. Deine Justine.“

Justine! Justine! jauchzte ich durch das
erschütterte Zimmer, dass der Ton zweiund-
dreissig Mal aus dem zitternden Fortepiano
wiederklang. Der Hut flog auf das Kanapee;
der Himmelsschlüssel ward in der Seitentasche
verwahrt und der alte Oberrock über einen
Stuhl geworfen. Dass diese Begeisterung
wahrhaftig war, erklären meine damaligen
Jahre. Ich befand mich in einem Zustand,
in welchem man süsse Träume zu haben pflegt,
die Morgensonne mit Seufzen begrüsst und
Gefahr läuft, sich in jede schöne Schürze zu
verlieben.

„Aber so, wie Du hier stehst, kannst Du
nicht in das Paradies; das geht nicht, Du
musst Dich aufstutzen, Hans, musst heute
Parade machen! Doch es ist schon 5 Uhr
vorüber und der Garten eine volle halbe
Stunde von hier. Ja, wenn ich die Beine eines
englischen Läufers hätte!“

Die Metamorphose wurde auf der Stelle
vorgenommen, und aus meiner Puppe kroch

ich, wie das Urbild der Unsterblichkeit, der Schmetterling, ans Tageslicht. Die neuen Schuhe schmiegt sich so eng an meinen Fuss, dass mir ein kleiner Hügel an der Zehe zuckend davon Rapport erstattete, der Hals sass in den steifen Bäffchen bis an die Ohren, und der Kopf sah wie der einer Schildkröte aus der Festung hervor. Das Haupt wurde gesalbt, das Haar zierlich aufgeputzt, und um aus dem Halbgott einen ganzen zu machen, kroch ich in eine Jacke, die in einen langen zweigespaltenen Schwanz endigt. Man nennt dieses Ding einen Frack und trägt es aus Bescheidenheit. Man scheint nämlich damit die ursprüngliche Verwandtschaft des Menschen mit den Tieren andeuten und den Werkmeister der Welt an eine Vergesslichkeit erinnern zu wollen, die uns ungemein wehe thut. Diese Demut sollen die Franzosen erfunden haben. und ich kenne bis jetzt noch nichts Erhabeneres als diese Erfindung.

Endlich stand ich fix und fertig da, und aus drei Spiegeln lachte mich der Halbgott an. Heute bist Du ordentlich hübsch, philosophierte ich vor mich hin, und fort ging's in eilendem Flug zur Thüre hinaus nach dem Garten zu, wo ich ebenso glücklich sein sollte wie unser Allvater Adam, da er seine Eva zum ersten Mal umhalste. Wie ist es denn mit Dir, lieber Leser? Springst Du etwa mit mir über Stock und Stein, Gräben und Bäche, um in zwei wunderreizenden Augen alles Mögliche zu finden und zu fühlen, nur nichts Vernünftiges?

Oder kauerst Du Dich über einem Kapitel der Naturkunde zusammen und betrachtest wie ein Feldherr die Bewegungen der feindlichen Heere, durch Dein Mikroskop das schalkhafte Spiel der Millionen Amoretten, welche eine schöne blühende Mädchenwange umflattern? Oder hängst Du vielleicht in Verzweiflung an einem der septem cruces jurisprudentiae Romanae, und wartest umsonst auf das Zerreißen des Vorhangs? Oder weisst Du am besten, wo Dich der Schuh drückt, wenn Deine teure Rippe in einem bacchantischen Enthusiasmus mit ihrem Kommandostab, dem Küchenquirl, über Dein zitterndes Haupt fährt? Nun, thu', was Du willst, aber wisse, dass ich unterdessen am Gartenpförtchen angekommen bin.

Die Liebe fürchtet nichts mehr als ein drittes Paar weiblicher Augen, deren Glühperiode um einige Jahrzehnte früher gefallen ist, oder welche die Leuchtfunken vergebens versprühten. Weh' dem Unglücklichen, wenn solche Spionengesichter über den Zaun des Paradieses lugen, wo man gerade an alles in der Welt denkt, nur nicht an die Welt selbst. Das Gerücht von der verführten Evaide läuft in 15 Minuten eine meilenlange Stadt durch, und die Kaffeegesellschaft unterlässt nicht, vornehm die Nase zu rümpfen: „Da sieht man die liebe Unschuld!“ Meine Blicke bestrichen daher das ganze umliegende Gebiet, und da die ganze Gegend wie ausgestorben dalag, klopfte ich leise und freudezitternd an das Pförtchen.

Fast so unhörbar wie das „Ja“ der Braut am Altare klopfte es wieder. Sie lauscht, die Himmlische, sie erwartet mich, ich soll glücklich sein! Schöpfer der Erde, warum hast Du das Herz Deiner Menschen nicht dreimal grösser gemacht, alle Wonne, alle Entzückungen auf einmal zu fühlen! „Justine!“ flüsterte ich durch das Schlüsselloch, „bist Du's, Justine?“ Wie ein Aeolshauch klang es bebend durch das ganze Schlüsselloch: „Lieber Hans!“ — Sie ist's, sie ist's! jubelte es in meiner trunkenen Seele, und rasch, als gälte es das Leben, fuhr die Hand in die Tasche nach dem Schlüssel. Himmel! — Teufel! — Alle Wetter — wo steckt der Talisman? Wo irgend nur eine Ähnlichkeit von einer Tasche und ein Loch im Rock und in der Weste sich zeigen wollte, tappten meine Finger nach dem Schlüssel. Die Ungeduld, der Schmerz, der Zorn über mich selbst, das Gefühl einer verscherzten Wonne, alles dies musste die wunderlichsten Figuren in mein Gesicht zeichnen. Der augenblickliche Talisman war ruhig in der Seitentasche des Oberrockes zu Hause zurückgeblieben.

Ich erinnere mich hier eines Hogartschen Kupferstiches, auf den ich den Leser verweise. Ein armer Knabe setzt seine Schüssel auf einen Klotz, um auszuruhen. Die Knorren und Spitzen des Holzes stossen die Schüssel, und sie zerspringt. Verblüfft, das Gesicht weinerlich in die Breite gezogen, die Augen, aus denen ein salziger Quell strömt, tief zwischen der Stirn und den heraufgezogenen

Wangen eingedrückt — hatte wohl je ein Mensch mehr Ähnlichkeit mit ihm als ich?

„Justine“, wimmerte ich durch das Schlüsselloch, „mach auf, Justinchen!“

„Hans, wo bist Du?“ fragte sie zärtlich zurück.

„Hier, ach hier, Justinchen!“

„Zögere nicht, der Vater kommt bald wieder!“

„Ach, Justinchen!“

„Hans!“

„Ich möchte —“

„Komm!“

„Ach, Jus . . . Jus . . .“

„Nun, was denn, Hans?“

„Ich habe — mach auf, gutes Mädchen!“

„Du hast ja den Schlüssel!“

„Ach!“

„Hast Du ihn nicht erhalten?“

„Ja, ja!“

„So komm doch, Hans!“

„Es geht nicht, Justinchen!“

„Du bist ein Narr!“

„Ja!“

„Geh nach Hause, Stockfisch!“

„Zürne nicht, Justine, ich habe den Schlüssel vergessen!“

Die letzten Worte kamen so kläglich heraus, dass sich die Steine und Klötze hätten erbarmen mögen. Aber Justine, die weiche, zarte Justine lachte, und mit einem spöttischen: Leb' wohl, Poet! verschwand sie in den weiten Bogengängen des Gartens.

„Sie ist fort, sie — ist — fort!“ Ich schlug verzweifelt die Hände gegen die Stirn und starrte sprachlos hinauf in den blauen Äther. Das Herz wollte zerspringen. Und kein Ausweg, keiner? Nein, die Mauer unübersteiglich, und sie — fort!

Nachdem ich lange stumm dagestanden hatte, so wie einer, dem der unterirdische Geldkasten vor der Nase zufällt, weil er gesprochen, sah ich endlich ein, dass mir ausser dem Hiersein und dem Ausgelachtwerden noch ein Ausweg geblieben war, nämlich wieder nach Hause zu gehen. Dort, dacht' ich, kannst Du ja den Kopf so lange hängen lassen, als Du willst, und noch dazu die „Geprellten Philister“ von Seckendorf lesen. Nimm Dich also zusammen, Hans, und geh nach Hause!

Ich wollte mich eben wieder in Trab setzen und warf nur noch zuvor einen wehmutsvollen Scheideblick durch die Zauberöffnung des Schlüssellockes, als mir recht unsanft auf die Schulter geklopft wurde und eine tiefe Bassstimme fragte:

„Was suchen Sie hier?“

Wie elektrisiert wandte ich mich um und — hätte mich doch die Erde verschlungen! — vor mir stand eine breite, herkulische Gestalt, welche ich empirisch als diejenige von Justinchens Vater erkannte. Zitternd wie ein Sünder vor dem jüngsten Gerichte stammelte ich blutübergossen: „Entschuldigen Sie — ich — ich — wollte mir nur den Mechanismus des Schlüssellockes genauer ansehen.“

„So — so“, grinste mein Schreckgespenst und musterte mich vom Kopf bis zu den Füßen. In seiner Phantasie schienen plötzlich Fra-Diavolo, Cartouche und Konsorten lebendig zu werden, mit denen er mich gütig in Beziehung brachte. „Wer sind Sie?“

„Ich heiße Sandmann“, antwortete ich verlegen.

„Ja, ja, Sandmann. Kennt man schon. Was treiben Sie?“

„Ich schreibe Leitartikel und mache Verse.“

„Was ist ein Vers?“

„Ein Vers ist —“ hier stockte ich gewaltig und sah mich scheu wie nach einem Konversationslexikon um, während der Herkules vor mir meine Ängstlichkeit ganz anderen Gründen zuschrieb.

„Warten Sie ein wenig, Monsieur Sandmann“, sprach er endlich und piffte dabei auf einer kleinen Pfeife, die ihm an der Uhrkette herunter baumelte. Als gleich darauf zwei Knechte aus dem Vorderhause heraustrotteten, wies er mit dem Finger auf mich mit den Worten: „Bringet diesen hier auf die Polizei, um seine Persönlichkeit feststellen zu lassen!“ Sprach's und verschwand durch die Hausthür.

Ich weiss nicht, ob ich heute noch um die Gunst buhlen würde, nach der Theorie der neuesten Philosophen durch den Besitz einer weiblichen Seele aus einem halben Menschen ein ganzer zu werden, wenn ich nicht durch eine glückliche Wendung des linken Auges an dem Fenster Justinchen bemerkt hätte, die

sich über mein Schicksal halbtot zu lachen schien. Da fiel das Thermometer von dem Siedepunkte der Liebe in den Gefrierpunkt der Entsagung, und ich benutzte am nächstfolgenden Tage den ersten Blitzzug, um meine Liebe auf hohen Bergen von Winden verwehen zu lassen.



Ein Sonntag.

„Sechs Tage sollst Du arbeiten“, heisst der bekannte biblische Spruch und „am siebenten — Dich vergnügen“ setzt der Volksmund hinzu. Leider ist es so von Adams Zeiten her und wird's auch bleiben. Auch mich trieb es am siebenten Tage vom Arbeitstische fort, um mich — ich muss es schon gestehen — ein wenig zu zersteuen, zu amüsieren. Es war ja auch ein schöner, sonniger Julitag. Einzelne flockige Wölkchen ruderten langsam über das durchsichtige Blau des Himmels; ein kühler Nordwind trieb sie, wie ein Knabe die schillernden Schmetterlinge, vor sich her und über die blühenden Ebenen unserer Dünastadt. Die Kronen der ernstesten Pappeln, welche die Alleen mit ihrem dunkelgrünen Gewand bekleideten, liessen sich aber wohl kaum von den über sie hinziehenden Luftströmen aus ihrer träumerischen Ruhe stören.

Ich nahm Hut, Stock und Rock und machte mich auf den Weg. Wohin aber? In der Tramway werden die nötigen Gedanken kommen. Ich steige ein. Zur Rechten bekomme ich eine himmellange, bis zur Durch-

sichtigkeit magere, zur Linken eine kugelige, der Mondscheibe ähnliche Gestalt, ich in der Mitte, eingepresst, wie ein frischgesalzener Hering. Dafür entschädigte das Gegenüber: ein reizendes Dämchen, das mit den zarten Fingerchen sich hin und wieder über die dunklen Augenwimpern fuhr und dann und wann nach rechts und links auf die Aschermittwochs-Gesichter blickte, unter denen sich das ihre wie ein Bändchen Liebesonette zwischen den pergamentzähnen Kasuisten in gross Folio ausnahm; hinter dem grossen Strohhut blitzten ihre Äuglein wie die eines munteren Stieglitz hervor.

Trotz des hübschen Vis-à-vis konnte ich meine bedrängte Lage nicht lange aushalten, und so stieg ich dann aus und lief, als gelte es den gestrigen Tag einzuholen, in den Park, um frische Luft zu schnappen.

Wohl selten findet man Grösse und Verfall, Trauer und Leichtsinn, Ernst und Humor greller wiedergegeben, als wenn man das bunte Durcheinander in einem öffentlichen Garten an sich vorüberziehen lässt. Das giebt alles lebenskräftige Bilder, die nur der wählenden Hand des Künstlers entbehren, um sich zum seelenvollen Kunstwerk zu runden.

Hier nimmt ein aristokratisch dreinschauender Herr mit Gattin und Töchtern einen Tisch in Beschlag und auf dem kleinen Plätzchen, wo er sich niedergelassen hat, glaubt er, habe sich auch die Weltgeschichte niedergelassen. Er trinkt nicht, er schlürft seine Bowle, während

die Damen an der heissen Chokolade nippen. Der Herr da raucht natürlich eine Havanna, non plus ultra, die stolzen Gesichtchen der Töchter aber schauen fast gelangweilt einher und überhören selbst die ermunternden Bemerkungen der Frau Mama. Hier wieder sieht man zwei Offiziere bei einer Flasche Sekt heiter an den Tisch gedrückt, der eine dreht seinen Schnurrbart und kritisiert in Gedanken die Vorübergehenden, der andere verfolgt mit den Blicken eine Dame, die aufgeregt, wie eine Wachtel um die Wanderzeit im Bauer, die Kolonnaden auf und nieder rennt. Dort haben einige „Patentlinge“ (vulgo „feine Kerle“) Platz genommen. Aus einigen charakteristischen Bewegungen, aus einigen exaltierten Posen können wir mit einiger Kombinationsgabe entnehmen, dass die Herren sich über eine Ballett- oder Kunstreiterin-Grösse im Zirkus Salamonsky unterhalten. Nebenbei bemerkt, sind solche Herren das Eigentümlichste auf Gottes Erdboden, weil sie meistens beim Abgang aus diesem irdischen Jammerthal nichts weiter hinterlassen als gebrochene Herzen, Schneiderrechnungen und — Dummheiten. Rechts von unserem Tische sitzt ein biederer Provinziale, ein homo novus. Er gehört zu jener Kategorie der Kleinstädter, in der Männer aus Gewohnheit und Langeweile mit ihren Frauen um die Wette klatschen, in der Fremde aber verschwiegen sind und thun wie einer, der aus dem Mond gefallen, oder dem der Mond auf den Kopf gefallen ist.

Um die Musikhalle herum atmet lustwandelnd, manchmal auch in dichter Staubwolke, nach der Wochenarbeit der Handwerker, die glimmende Papyros im Munde, den Cylinderhut weit in den Nacken gerückt; dort schwebt auch das Dienstmägdlein mit so viel weissen Volants rings um sich, dass sie aussieht wie der Planet Saturn mit seinen Ringen, ihren Liebhaber erwartend. Und dann immer wieder ein neues Bild, eine neue Gruppe, die zu unzähligen Betrachtungen und Gedanken Veranlassung giebt.

Wie lange ich so in Beobachtungen versunken gesessen — ich weiss es nicht, denn plötzlich wurde ich aus diesem Hinbrüten durch eine Stimme hinter mir geweckt: „Was Teufel, Sie hier?“

Gleich darauf zeigte sich auch der Sprecher. Es war ein guter Bekannter, Namens Schwepper, von Gewerbe ein Kaufmann und von Gemüt ein Prachtkerl. Er hatte sich heute in eine elegante Toilette geworfen — warum auch nicht! Seine einzige und grosse Leidenschaft waren ja die Frauen, und sein grösstes Pech waren ebenfalls die Frauen. Obgleich nicht hässlich, nicht alt und reich wie ein Krösus, wollte es ihm dennoch unter keinen Umständen gelingen, eine passende Partie zu finden. Er besuchte Konzerte, Bälle, Theater, öffentliche Gärten, durchsegelte und durchdampfte das Ausland — nirgends eine Frau zu finden! Es war, als ob sich der Himmel gegen ihn in Bezug auf das schöne

Geschlecht verschworen hätte. Sobald er nach einer die Hand ausstreckte — schwapp! wurde sie ihm entweder vor der Nase weggeschnappt, oder es traten andere Umstände zu tage, die das Heiraten unmöglich machten. Trotzdem liess er seinen Mut nicht sinken und hoffte, hoffte wie ein Elpistiker (eine Sekte nämlich, der Hoffnung als höchstes Gut gilt).

„Haben Sie schon gehört?“ begann er seine Suade, und die Augen leuchteten ihm wie ein paar Johanniskörnerchen.

„Was denn?“

„Nun von dem Besuch in Flintenhof? Wie, Sie wissen nichts, Mensch? Ein schöner Neuigkeitskrämer, der sich nicht mal um das Interessanteste und Wissenswertheste unter der Sonne kümmert!“

„Sie machen mich gespannt, aber ich weiss wirklich nicht“, d. h. ich konnte mit Bestimmtheit voraussetzen, dass es sich wieder um eine Dame handelte.

„Nun, so vernehmen Sie denn, Sie Nicht-wisser“, entgegnete er feierlich, „im Flintenhof sind ein paar reizende Frauen aus Petersburg angekommen; die eine über die erste Blüte hinaus, aber sehr interessant, die andere jung und schön. Sind das nicht prächtige Neuigkeiten, und Sie bleiben gleichgiltig dabei wie ein Klotz? Ich werde mich sogleich aufmachen und hinausfahren, meine Equipage steht vor der Thüre. Fahren Sie mit?“

Obgleich mich die „prächtigen“ Neuigkeiten meines guten Schwepper blitzwenig inter-

essierten, so stimmte ich dennoch bei, die angenehme Fahrt durch die schöne Sommerluft mitzumachen, und wir setzten uns in den Wagen, der, von ein paar feurigen Rossen gezogen, wie der Wind dahinsauste.

Während der Fahrt unterhielten wir uns über die Bewohner des Gutes Flintenhof und ich will einiges davon hier verraten.

Der Kaufmann Borndorff war vor einigen Jahren gestorben. Sein grosses Geschäft, sein schönes Gut Flintenhof unweit der Stadt, mit einem Worte sein bedeutendes Vermögen ging in die Hände seiner Frau und seiner drei erwachsenen Söhne über. „Es bleibt alles beim Alten, Du brauchst keine Veränderungen im Hauswesen eintreten zu lassen“, hatte er auf dem Sterbebette zu seiner Frau gesagt, und dieser Wunsch des Verstorbenen, wie überhaupt alle seine Wünsche, blieb bis in die kleinsten Details für Frau und Kinder heilig. Worin wohl das Hauswesen bestand? Elegante Wohnung, Pferde, Equipagen, Bediente und ein voller Weinkeller. Dazu täglicher Besuch von allen möglichen Tanten, Freunden und Bekannten und eine volle Hand für Hilfsbedürftige.

Die drei Söhne des Kaufmanns Borndorff waren zwar ein Herz und eine Seele bei allen ihren Unternehmungen und Plänen, aber selbstverständlich nicht von gleichem Aussehen und noch weniger von gleichem Charakter. Julius, der Älteste, war blond und ganz hübsch rund. „Ein dicker Mensch, ein guter Mensch“, sagt

Börne: auch Julius Borndorff brachte diesen Ausspruch zu vollen Ehren. Der zweite, Hugo, war brünett, von tieferstem Charakter und durch und durch wahr. An sein Wort nicht zu glauben wäre unmöglich, und an seiner Freundschaft zu zweifeln gar ein Frevel gewesen. Der Jüngste endlich, Robert, galt für den besten Kaufmann und den fröhlichsten Gesellschafter. Sein schönes Gesicht musste ein jedes Weib bezaubern, während der feste entschiedene Charakter die Männer für sich gewann. Was nun Frau Borndorff selbst betraf, so war sie nicht nur eine der gemüthlichsten und edelsten Frauen, sondern selbst noch in ihrem Alter eine repräsentable Erscheinung.

Unter solchen Umständen ist es daher nichts Wunderliches, dass ich ohne eine spezielle Einladung und ohne besonders bekannt zu sein, nach Flintenhof hinausfuhr, man war ja dort zu jeder Zeit willkommen.

Während der Gespräche über all diese Personen waren wir auch schon in Flintenhof angelangt, denn die hübsche Lindenallee, welche das nette Wohnhaus wie mit einer Guirlande umspannt, breitete sich bereits vor unseren Blicken aus.

Die junge Dame, die uns als der Besuch aus der Hauptstadt vorgestellt wurde, war eine Erscheinung, wie man sie eben nicht alle Tage sieht. Man könnte sagen, die Natur hatte bei ihr nichts zurückgesetzt, aber auch nichts Einzelnes besonders hervorgehoben. Ihre

Schönheit lag weniger in ihren Zügen als in der Harmonie ihres ganzen Wesens, in einer bezaubernden Natürlichkeit; man musste ihre Bewegungen sehen und ihre Sprache hören, um sich für sie begeistern zu können. Jedenfalls waren es die Augen, womit sie am meisten anzog, und in ihnen blitzte manchmal ein Feuer auf, dem schönsten Sterne vergleichbar.

Von allen Anwesenden war gewiss wohl keiner von den Reizen der Fremden mächtiger ergriffen als mein guter Freund Schwepper. Als habe ihn die Meduse versteinert, so verzaubert sass er der jungen Dame mit allen Symptomen der schüchternen Bewunderung gegenüber. Er that aber, was mancher in seiner Lage auch gethan hätte, er blickte unaufhörlich die junge Dame an und schwieg, schwieg, ohne auch nur eine Anknüpfung zu einer längeren Unterhaltung zu finden. Und je länger er sie betrachtete, desto mehr vergass er die ganze Welt ausser ihm und sich selber.

Auch auf mich hatte diese Erscheinung tiefen Eindruck gemacht. Verworrene Anklänge an den in der Schule durchgepeitschten Ovid flogen mir durch den Kopf. Ich gedachte der Göttinnen der Heidenzeit, wie diese sich oftmals zu den beglückten Sterblichen herniedergelassen hatten, und sah mit beklommenem Herzen schon dem Augenblick entgegen, wo diese Frau Venus in einem Wolkenwagen wiederum auf und davon fahren würde.

Das Auge des jungen Mädchens hatte anfangs kalt und gleichgiltig die Runde unter

uns allen gemacht, doch als ihr Blick länger als gewöhnlich auf unseres Schweppers verblüfften Zügen ruhte, glitt ein sonnenhelles Lächeln über ihr schönes Gesicht. Worüber sie wohl lachen mochte? Ahnte sie oder wusste sie, dass der „Weltumsegler“ keine Frau für sich finden konnte und nun sie, sie diejenige wäre, die den Triumph über sein Herz leicht davontragen konnte? Ach Gott, wer kennt die Gedanken eines Frauenherzens!

Die ältere Dame war eine Verwandte des jungen Mädchens und die Frau eines Komptoiristen. Hocharistokratische Züge und eine elegante Erscheinung machten sie zu einer anziehenden Persönlichkeit. Schon ihre schöne Stimme musste jeden Mann bezaubern. Der Aufforderung, ein Lied zu singen, kam sie ohne jegliche Ziererei oder langes Bitten nach, und so ertönte denn bald die Melodie des hübschen Liedes: Jedem das Seine. Ich habe schon oft und grosse Künstlerinnen singen hören, aber so wie jenes einfache Lied mich an jenem Tage mächtig ergriff, hat mich noch keines bewegt. Machte es die Umgebung oder das unbeschreibliche Etwas? Leidenschaft, Macht der Empfindung sprach aus den schmelzenden Tönen; es war ein Lied, das alle Schleusen des Herzens öffnete und es empfänglich machte für Liebe und Glück.

Später wurde eine Promenade durch den Garten gemacht, und während sich die alte Welt bald auf den Ruhebänken plazierte, schlenderte die Jugend und das Mittelalter, zu

dem auch ich mich zählte, zum Walde und an den nahen Fluss hin.

Schwepper trat zu mir heran, klopfte mir vergnügt auf die Schulter und flüsterte mir ins Ohr: „O, endlich habe ich ein Weib gefunden, deren Mann ich aus ganzer Seele sein möchte. Schon morgen halte ich um ihre Hand an, sie muss die Meine werden!“

Ich hörte diesen Herzenserguss schweigend an, dachte mir aber desto mehr. Ein Blick auf Robert Borndorff und das schöne Gesicht der Petersburgerin schien meine Voraussetzung zu bestätigen, und ich seufzte still in mich hinein: Armer Schwepper!

Am Rande des Waldes setzten wir uns auf den Rasen. Die Sonne stand noch hoch am Himmel und spiegelte sich in dem kleinen dahinfließenden Strome. Goldumsäumte Wolken hingen über den aus der Ferne sichtbaren Landhäusern, deren Konturen sich scharf gegen den lichten, hellen Himmel abhoben. Julie, so hiess die junge Dame, sass neben mir und neben Robert Borndorff; Schwepper hatte abseits Platz genommen und führte eine lange und breite Konversation mit den anderen Damen.

Ich schwieg und sprach kein Wort, verschiedenes dummes Zeug schwirrte in meinem Kopf herum, und es war mir, als wenn tausend Gedanken und Gefühle hinter den Tannenzwäldern hervor plötzlich auf mich einstürmten, um einen neuen Funken in meiner Seele anzufachen, so dass ich immer und immer wieder

auf das lächelnde Gesicht und in die sprechenden schönen Augen blicken musste.

Spät abends traten wir die Rückreise an. Ich konnte noch zu Hause keine Ruhe finden, lehnte mich aus dem Fenster und blickte auf die gespensterhaft stille Strasse hinab. Die Sterne am Himmel glänzten, und der Mond ging wieder seine alte Bahn an dem klaren, heiteren Horizonte, als ob er nie ein Gewölk getragen hätte, aus welchem Windsbraut und Sturm und Verderben herabfährt in das arme Menschenherz.



Um Liebe und Wissen.

Vor einigen Jahren geschah, was im Folgenden erzählt wird. Ein Dampfschiff verliess die Hafenstadt N. und landete nach mehrstündiger Fahrt an einem andern Ort Italiens. Die Giebel der Häuser, die Spitzen der Türme von N. begannen allmählich den Blicken der Reisenden zu entschwinden, duftige Nebelstreifen wallten über der immer weiter rückenden Küste, umwebten die Gebüsche der Ebenen und schwellen dann langsam die Berge hinan, welche, von Abendglut übergossen, mit ihren wilden umwaldeten Häuptern dem fliehenden Schiff ingrimmig nachzustarren schienen. Kein Wölkchen schwamm am sonnendurchglänzten Frühlingshimmel.

Die grösste Zahl der Passagiere hatte sich in die Kajüten zurückgezogen. Auf dem Vordertheil des Schiffes stand ein junger Mann und starrte hinab in die klare Flut, deren Saphirbläue das dahinstürmende Dampfschiff durchschnitt. Es war eine hohe, edelgeformte Gestalt von etwa achtundzwanzig Jahren, männlich schön das Antlitz. In den Gesichtszügen wohnte ein herber Ernst, die quälende Ruhelosigkeit eines Geistes, welcher einem gewissen

Schicksale gegenüber vergebens auf ein Rettungsmittel sinnt; einer, der es hundertmal über sich gewann, sich zu einer stoischen Resignation herabzustimmen, um ebenso oft wieder sich gegen das Unvermeidliche zu empören und aufzulehnen. Fast sehnsüchtig blickte der junge Mensch in die feuchte, lichtblaue, schaumgekrönte Furche, welche der Kiel in den wogenden Boden wühlte.

Er ist Doktor der Medizin, und wohl nie hatte ein Jünger dieses Faches den Universitätsseid, die Kunst des Arztes üben zu wollen nach bester Überzeugung, nach bestem Wissen und Gewissen an Arm und Reich, an Freund und Feind, Mann oder Weib, sonder Hinterlist, Habsucht oder Leidenschaft, nur seinem Gewissen folgend, wahrer geleistet und inniger in sich aufgenommen als er. „Wir haben selten einen jungen Arzt mit so grossem Vertrauen entlassen wie Sie“, hatten ihm die Herren Universitätsprofessoren mit herzlichem Händedruck beim Abschiede zugerufen. „Ihr Fleiss, Ihr reger Eifer für die Wissenschaft, Ihre grossen Fähigkeiten werden Ihnen gewiss die schönsten Früchte tragen.“ Und dennoch waren nunmehr bereits zwei Jahre vergangen, seitdem er rastlos in der Welt umherreiste, ohne auch nur daran zu denken, sein Wissen zu verwerten.

Als der junge Arzt nämlich seinerzeit die Universität verliess, hatte er in einem kleinen, aber meistens von adeligen Gutsbesitzern bewohnten Städtchen M. seinen Wohnsitz auf-

geschlagen. Er mietete sich in dem Hause einer vermögenden Kaufmannswitwe ein, deren Arzt er ward und deren Freund. Die Witwe hatte eine einzige Tochter; Anna und der junge Mann sahen sich oft. Er hatte bis dahin des Umgangs mit Frauen oder Mädchen nie genossen, er hatte noch stets des wohlthuenden Einflusses entbehren müssen, den der Verkehr mit edleren weiblichen Naturen auf den Mann übt. Jetzt durfte er sich ihm hingeben; die Witwe war eine jener behaglichen, herzlich gutmütigen Persönlichkeiten, wie sie kleine Städte wohl zu erzeugen pflegen. Anna dagegen war eine hohe, schlanke Gestalt, Sanftmut und Ernst in den bleichen Zügen. Jetzt lernte er noch eine andere Liebe kennen als die zu seiner Wissenschaft. Und diese zweite Liebe bemächtigte sich seiner völlig.

So vergingen dem Arzte zwei Jahre im stillsten, reinsten Glücke. Er sprach dem Mädchen nie von seiner Liebe, er hatte noch nie diese feine, weisse Hand geküsst, schüchtern stand er ihr noch immer gegenüber, aber doch waltete das innigste, traulichste Verständniss zwischen beiden. Ist meine Existenz nur erst recht gesichert, dann halte ich um ihre Hand an, und liebt sie mich nur zum hundertsten Teil, wie ich sie liebe, wie wird dann mein Leben so reich an Freuden sein! So sprach er jeden Morgen, jeden Abend zu sich, und diese Hoffnungen erfüllten ihn stets mit neuer Kraft. Sein glücklicher Blick, seine teilnehmende Art mit den Kranken umzugehen,

einige bedeutende Kuren, die sehr vorteilhaft für sein Wissen zeugten, erwarben ihm bald einen Ruf und vermehrten Zuspruch; er ward Arzt in einigen der ersten Familien der kleinen Stadt, aus der weitesten Umgegend holte man sich Rats bei ihm, oft musste er aufs Land hinaus.

Der Frühling des dritten Jahres, den der junge Dr. Dannenfeld nun schon in M. verlebte, war herangekommen. Du stehst nun fest genug, sagte er sich jetzt, einen eigenen Herd gründen zu dürfen, also Mut zu dem wichtigen Schritte. Wenn mich aber meine Hoffnungen täuschen, wenn sie mich nicht liebt? — — Morgen will ich vor sie treten, morgen will ich Gewissheit haben. Aber das „Morgen“ brachte Mühe und Sorge und liess den pflichteifrigen Mann den Gedanken an sein eigen Glück weit zurückstellen; in dem Städtchen war das Nervenfieber ausgebrochen und wütete mit der entsetzlichsten Hartnäckigkeit. Dannenfeld hatte viele Kranke zu behandeln, er that es mit Glück, noch war der Tod an das Bett keines seiner Schützlinge getreten. Als er eines Mittags müde und erschöpft nach Hause kam, trat ihm seine Wirtin mit besorgter Miene entgegen. „Anna fühlt sich unwohl, sie klagt über unerträglichen Kopfschmerz . . .“

Er eilte zu Anna, ein Blick schon belehrte ihn, dass auch die Geliebte dem tückischen Fieber verfallen sei. Die aufopferndste Sorge pflegte sie, jeden Augenblick, den der Arzt von den Besuchen übrig hatte, zu denen seine Pflicht

ihn zwang, sass er an ihrem Bette. Wie quälte er sich mit Nachdenken, der Krankheit siegreich beizukommen . . . Umsonst! Gerade bei Anna nahm das Fieber den unglücklichsten Fortgang, der Arzt mochte es sich bald sagen, hier sei jede menschliche Kunst vergeblich. Den Liebenden erfüllte es mit Verzweiflung, da er die schöne Blume hinschwinden sah. In ihren Phantasieen rief sie so oft seinen Namen, so oft sprach sie in abgebrochenen Sätzen davon, wie sehr sie ihn liebe. Ach, wie gerne wär' er mit ihr gestorben, wie gern hätte er das Leben, jetzt ihm die unerträglichste Bürde, von sich geworfen. Er bedeckte ihre bleichen Lippen mit Küssen. Wie einen süssen Trank wollte er das Gift der Krankheit in sich saugen, dass sie auch ihn hinwegraffe.

Und sie starb. — Da verfiel der junge Mann in tiefen Trübsinn, er verliess viele Tage sein Zimmer nicht, eine krankhafte Erschlaffung hatte sich seiner bemeistert, ihn mit tausend Banden gefesselt; so wie er fühlte, mag der Baum, mag die Pflanze fühlen, wenn der kalte Nordwind sie schüttelt, dass sie bis in ihre Wurzeln erschauert und erbebt.

Fünf Tage waren so vergangen. Als er am nächsten Morgen aufstand, trat er unwillkürlich, aber willenlos an seinen Arbeitstisch. Es lag darauf ein medizinisches Buch aufgeschlagen, das Werk eines berühmten Arztes über hitzige Fieber; er hatte es mit namenloser Angst am Tage vor Annas Tode gelesen. Er schleuderte es nun zur Erde: thörichte Wissen-

schaft, wie ein Irrlicht lockst Du Deine Jünger nur zu oft ins Verderben, in den elendesten Gram!

Der Postbote brachte ihm einen schwarz-gesiegelten Brief, man meldete ihm den Tod seines Onkels; der Mann, der sich bei seinen Lebzeiten nie um ihn gekümmert hatte, setzte ihn zu seinem Erben ein, und dadurch fiel ihm nun ein bedeutendes Vermögen zu.

„Wie glücklich hätten wir sein können“, seufzte Dannenfeld, „wie oft hatte sie gewünscht reisen zu können, die Welt zu sehen, wie hätte es mich beseligt, jeden ihrer Wünsche zu erfüllen, und nun nun diene das Geld mir wenigstens, dass ich nicht Sklave des Truges und des Irrtums mehr sein darf; ich will dieser Wissenschaft entsagen, die mir nicht das Teuerste erhalten konnte. Ich will fort, fort von hier, vielleicht betäubt mich die Veränderung und der Wechsel!“

Und er reiste, ganz Europa durchkreuzend, er hielt sich hier und dort auf, er beschaute, was man ihm als sehenswert empfahl, er liess sich zu Aussichtspunkten, auf Berge führen, er durchwanderte die gepriesensten Städte und glaubte denen, die ihm sagten, dass sie schön seien. Sein Herz aber reiste nicht mit, denn ein kleiner Kirchhof kam ihm nicht aus dem Sinn. Immer sah er, wie die Erdschollen dröhnend auf einen Sarg herniederfielen, wie die schwarze, dunkle Erde das Teuerste nahm, was ihm die Erde hatte bieten können.

— — — — —

Auf dem Verdeck des Dampfschiffes verhallte allmählich das Gesumme der vielfach durcheinander schwirrenden Stimmen. Nur das Rauschen des an dem Schnabel sich aufbäumenden, von den rastlosen Schlägen der Rad-schaukeln gepeitschten Wogen dröhnte durch die Stille. Mit sehnsüchtiger Bräutigamshast flog die rotglühende Sonne dem Meere zu, beschwingte die Schritte, je näher dem Ziele sie kam und presste endlich ihren heißen Kuss auf die Lippen der kalten schäumigen Wasserbraut. Die Wogen rauschten hochaufjubelnd über die selige Vereinigung, schüttelten die goldschimmernden Locken des freudeleuchtenden Hauptes, und die verschwiegene Dämmerung breitete vorsichtig ihren braunen Mantel über die Umarmung des liebenden Paares. Die dahinrollende Fahne des Schiffsrauches wehte über die Wasser und verschwamm mit den Schatten. Die Matrosen hüllten sich in ihre beteerten Jacken und warfen sich, des Rufes zur Nachtwache gewärtig, zum kurzen Schlummer auf die gerollten Seile des Verdeckes.

Dannenfeld stand noch immer auf seinem vorigen Posten, und eine eigentümliche Sehnsucht schwellte sein Herz. Er gedachte seiner Kindertage, jener Tage, in denen einst die geheimnisvollen, endlosen Wasser des Kindes Herz durchschauert hatten. „Und die Erde war wüst und leer, und es war finster auf der Tiefe, und der Geist Gottes schwebete auf den Wassern.“ Jahrtausende sind seit dem Schöpfungswerke verflossen, und noch immer

fluten die alten Wasser, und noch immer schwebt der Geist Gottes über ihnen.

Ein alter tiefsinniger Mythos lässt die Göttin der Liebe aus dem feuchten Meeresschosse geboren werden, aus der unergründlichen Tiefe jenes Elementes, das in seiner Beweglichkeit, Klarheit, in seiner Allgegenwart (denn seine zahllosen Adern durchziehen den ganzen Erdball und sind überall) des Geistes treuestes Abbild ist. So quillt aus demselben Borne Leben und Liebe, die dürstende Natur trinkt aus demselben Becher beides. Im feuchten Meeresschosse wurzelt der gewaltige Baum, in dessen Schatten die Liebe ihre heiligsten Mysterien feiert. Auch im feuchten Meeresbette webt und atmet der Licht- und Lebensspender Eros, auch in der Nereiden krystallinen Gemächern tief unten spinnt Amor seine goldenen Gewebe.

Aus diesen Träumereien wurde er durch zwei weibliche Stimmen dicht an seiner Seite geweckt. „Herr Doktor, Sie hier?“ lispelte die ältere der beiden Damen und streckte dem verwundert Aufblickenden die behandschuhte kleine Hand entgegen. „Willkommen, herzlich willkommen!“

Ehe der Erstaunte sich zu erholen und einen „Guten Abend, Frau Baronin“ zu entgegennen vermochte, versetzte die ältere Dame ihm ihre jüngere Reisegenossin vorstellend: „Meine Nichte, Komtesse Elise Weyerlohe — Doktor Dannenfeld — einer der geschicktesten Ärzte unseres Städtchens, welcher aber — der

böse Mensch — zu unserem und aller Bewohner Leidwesen die Stadt verlassen und sich auf Reisen begeben hat.“

Der Doktor machte nun der schlanken jungen Dame eine leichte Verbeugung und diese wandte ihm ein dunkelglühendes, schwärmerisches Augenpaar entgegen, einen der lieblichen Stimme würdigen Mund, ihm einen ganzen Himmel von weiblicher Schönheit enthüllend.

Wäre die Baronin nicht eben so gewandt und sicher in ihrem Benehmen gewesen als der Doktor verlegen und hölzern war, so dürfte es wohl traurig um die Unterhaltung ausgesehen haben. So aber ergriff jene mit der Leichtigkeit und Überlegenheit einer Dame der grossen Welt die Zügel des Gespräches, lenkte sie nach ihrem Wohlgefallen und hatte schon nach Verlauf von zehn Minuten erfahren, wo Dannenfeld überall gewesen sei und dass er an demselben Ort einige Wochen zu bleiben gedenke, wo sie und ihre Nichte mit deren Vater zu verweilen beschlossen hatten.

„Also Sie reisen ebenfalls nach San Remo“, begann sie das Gespräch lebhafter als zuvor. „Das freut mich sehr, lieber Doktor. Jetzt braucht man doch keine Furcht vor Krankheit zu empfinden, da ein so geschickter Arzt in unserer Nähe weilt.“

Dannenfeld wollte darauf etwas erwidern, aber Elise fiel ihm ins Wort: „Wie schön, wie ergreifend schön ist doch das Meer“, indem sie ihre Blicke ungebunden über die dunklen

Wellen schweifen liess, die jetzt hochaufgetürmt in die Ferne trieben.

„Aber voller Sturm und Gebraus“, ergänzte Dannenfeld.

Und so manches Andere wurde noch gesprochen, und der Doktor ward mit der Zeit immer freier und gesprächiger.

Schon längst war der letzte Schimmer des Lichtes im Westen verloschen. Die Schatten verlängerten sich immer mehr und ein grämlicher Nordwind strich über die See und wiegelte boshaft die Wellen auf — und immer noch war die Unterhaltung nicht erschöpft oder schien vielmehr von Minute zu Minute an Lebendigkeit zu gewinnen.

Wenn die Baronin nicht plötzlich bemerkt hätte, dass Elise ohne ein wärmeres Kleidungsstück sich dem kalten Nordwinde aussetzte, hätte die Konversation wohl noch länger gedauert, so aber drängte sie zum Aufbruch in die Kajüte.

Elise dankte dem jungen Mann für den angenehmen Abend und schied mit einem bezaubernden Lächeln und herzlichen Händedrucke. Wie von einer inneren Macht getrieben, starrte Dannenfeld dem in die Kajüte tretenden jungen Mädchen nach.

Acht Tage waren seit diesem Abend vergangen. Der Doktor hatte sich in einem bescheidenen Häuschen in San Remo eingemietet und lag eines Nachmittags in dem Fenster seiner traulichen Wohnung. Es war ein wunderschöner Tag: die Sonne chassierte freude-

glühend über das blaue Himmelsgewölbe, und spiegelte sich mit mädchenhafter Eitelkeit in all den blühenden Fenstern und Fluren. Lichtgrün glänzte die aus der Ferne sichtbare Flut, dunkelte in langen Streifen, ein Spiegel der darüber hinziehenden Wolken, lächelte wie ein launisches Kind, wenn ein flüchtiger Sonnenblitz über sie hinstreifte, und versank wieder in ein schwärmerisches Blau, wenn sie am Ufer das Bild der umwaldeten Ebene einsog.

Noch immer hatte Dannenfeld nicht die innere Ruhe gefunden, um das Haus der Komtesse aufzusuchen, so sehr ihn auch die Baronin beim Verlassen des Dampfschiffes auf das Verbindlichste eingeladen hatte. Wozu das! sagte er sich. Er kannte ja den Adel aus seiner Heimatstadt in Russland; der Bürgerliche war dem Aristokraten, wie es Dannenfeld so oft erfahren, nur dann genehm, wenn er seine Dienste brauchte, sonst aber trennte eine unausfüllbare Kluft diese beiden Stände. Besonders der Graf Weyerlohe war ihm als ein überaus reicher und stolzer Mann geschildert worden. Komtesse Elise hatte auf Dannenfeld zwar nicht den Eindruck einer adelstolzen Dame gemacht, aber er wollte selbst den Schein der Aufdringlichkeit vermeiden. Wenn er dann manchmal so still vor sich hindachte, fielen ihm die wunderbar glänzenden Augen und die glockenreine Stimme ein, und es wollte ihm scheinen, als ob diese neue Bekanntschaft sich zwischen eine andere Gestalt dränge, die er in seiner Seele nicht begraben

wollte. Darüber war er heute ganz besonders verstimmt und hatte es ganz überhört, dass die Thür seines Zimmers sich geöffnet und eine hohe Gestalt sich seinem Platz am Fenster genähert hatte.

„Herr Doktor“, begann der Eintretende, „ich bin der Graf Weyerlohe und bitte Sie, mir sogleich zu folgen. Meine Tochter ist schwer erkrankt und bedarf somit unverzüglich ärztlicher Hilfe. Sie sind mir von der Baronin, meiner Schwester, warm empfohlen worden, und ausserdem ist augenblicklich kein Arzt hier zur Stelle.“

Nur einen Augenblick zauderte Dannenfeld. Sollte er wieder dieser Wissenschaft vertrauen, die ihn einst so schrecklich betrogen hatte? Dann aber ergriff er hastig seinen Stock und Hut und folgte, ohne ein Wort weiter zu verlieren, dem begleitenden Grafen.

Vor seiner Villa angelangt, fasste der Graf die Hand des jungen Mannes und sagte gerührt: „Es ist mein einziges Kind, Herr Doktor, thun Sie Ihr Möglichstes!“

Keine Antwort erfolgte hierauf, und mit unstäten Schritten und seltsam beklommenem Herzen schritt Dannenfeld dem ihm bezeichneten Gemache zu. Wer sein starres Auge, die bleiche Wange, die unsichere Hast seiner Bewegungen beobachtete, hätte wohl eher in ihm einen des ärztlichen Beistandes Bedürftigen als einen Jünger dieser Kunst zu erblicken vermeint.

Ein dämmerndes Sonnenlicht verstreute

seine zitternden Strahlen durch den schmalen Saal. Elise lag schlummernd auf dem Pfühl, den feinen Arm über dem mattgesenkten Haupte, von welchem die glänzenden, schwarzen Locken in reicher Fülle herniederrollten. Eine leichte Seidendecke umhüllte das junge Mädchen, und nur die Umrisse der zarten Glieder schimmerten aus den weichen Falten. Regungslos blieb Dannenfeld auf der Schwelle stehen, ohne das Auge von dem schönen Bilde wenden zu können.

„Allmächtiger!“ sprach er leise, den Blick gen Himmel gerichtet, „lass mich nicht zum zweiten Mal an meiner Wissenschaft zum Zweifler werden!“

Er trat näher, berührte die regungslos auf der Decke liegende feine Hand und fühlte nach dem Pulsschlage; dann strich er mit der Hand einige Mal über die Stirn der unruhig Schlafenden, und mit gewohntem Scharfblick hatte er die Krankheit erkannt.

„Es ist das Nervenfieber!“ sagte er leise vor sich hin, und sein Gesicht wurde blasser als zuvor.

Elise erwachte, schlug die langen Wimpern auf und schloss sie wieder.

An der peinlichen Präcision seiner Anordnungen, die er nun traf, erkannte man nicht nur den um sein Wissen Ringenden, sondern noch mehr als das, einen um die Erhaltung eines teuren Lebens hochbesorgten Menschen. Keine Minute wich er von dem Lager der Kranken, zählte im Geiste jeden ihrer Puls-

schläge, überwachte mit steigender Aufmerksamkeit jeden ihrer Atemzüge, und soviel auch der Graf und die Baronin in ihn drangen, sich Ruhe zu gönnen, er lehnte es streng mit der Bemerkung ab, dass er sich durchaus nicht müde fühle und von früher her schon an dergleichen Nachtwachen gewöhnt sei.

Tage und Nächte vergingen, Dannenfeld schloss kein Auge, bis er endlich eines Morgens früh in das Zimmer des Grafen wankte und diesem die freudige Mitteilung brachte, dass die Krisis vorüber und die Kranke gerettet sei.

Von nun an erholte sich Elise zusehends — Dannenfeld kam täglich und täglich wieder, und die Blässe, welche auch seinen Wangen anhaftete, wich allmählich einer frischen, gesunden Farbe. Er blickte ja wieder selbstbewusster und vertrauensvoller in die Welt, auf seinen Beruf, dem er nun wieder zurückgegeben war. Aber statt der früheren Indolenz hatte sich seiner eine gewisse Unruhe bemächtigt, sobald er das Haus des Grafen betrat und dem Zimmer zuschritt, in welchem Elise entweder auf dem Sopha oder in einem Lehnstuhle vor dem geöffneten Fenster sass.

Aus welch zähem Metall ist doch das Menschenherz geformt, wie grossen, wie unendlichen Raum bietet die kleine Menschenbrust dem Weh und der Freude! Wer seine Hoffnungen einsargt, glaubt sein Leben zu begraben, und sieh! er mag sich vor dem Strome des Lebens auf die einsamste Insel retten: die Zeit reisst wieder Stück um Stück

von der Entsagung, von der Resignation fort, bis er sich wieder mit heissen Wünschen mitten in den Fluten befindet.

Aber auch mit Elise war eine merkliche Veränderung vorgegangen. Die Zeit, in welcher Dannenfeld sie zu besuchen pflegte, wurde nicht nur mit steigender Unruhe herangesehnt, auch ihre Wange färbte sich röter, sobald er nur über die Schwelle trat. Und war er da — ach! Dann war es eben so still im Zimmer wie früher zur Zeit ihrer Krankheit, und dennoch lag in diesem Schweigen so viel Entzücken, so viel Freude und Wonne, so viel unendliche Glückseligkeit! Es giebt eine Sprache, eine stumme Sprache, die beredter und verständiger ist als jede andere, die tief in das Herz eindringt: und das ist die Sprache der Liebe!

So vergingen denn mehrere Wochen. Dasselbe Dampfschiff, das seine Gäste von N. nach San Remo befördert hatte, brachte sie eines Tages wieder nach N. zurück. Und unter den Reisenden nur wenige Personen, die jene Fahrt auch mitgemacht haben. Die kleine Gesellschaft unserer Bekannten hat ihre Rückreise nach Russland angetreten, wo die Komtesse Elise und Dr. Dannenberg ihre Hochzeit zu feiern beabsichtigten.



Johanni.

Unter die vielen Sonderheiten, welche die Stadt Riga von Alters her besitzt, ist auch die Eigentümlichkeit der Volksvergnügungen zu rechnen, die gewiss ihresgleichen sucht. Riga, stets bestrebt in den baltischen Ostseeprovinzen die vornehmste Stelle einzunehmen, hat es auch dahin gebracht, dass bei ihr die Zahl der Volksfeste eine grössere ist als anderswo weit und breit in der Gegend. Die kirchlichen Feste werden dort selbstverständlich ebenso gut gefeiert wie in der übrigen Christenheit des Reiches; daneben besitzen die Rigenser aber noch einige Feste für sich allein: Andreas-Abend, Hungerkummer und Johannistag. Und dieses sind eben die wahren Rigaischen Volksfeste, in ihnen kommt die Eigenart des Rigensers so recht zum Vorschein.

Der Johannistag also!

Für den Rigenser hat das Johannisfest — man könnte fast sagen — eine weitgreifende historische Bedeutung. Riga hört dann auf, das farblose Riga zu sein; es sind die Tage seiner Neubelebung, seiner Herrlichkeit, in denen die Erinnerungen an alles Einheimische,

an das Charakteristische und der volle Strom des Volkslebens lustig aufgehen. Für den Johannistag haben die Rigenser eine strenge Festordnung gestiftet, geweiht und bewahrt durch heilige Gewohnheit, vom Grossvater auf den Enkel vererbt und treu gehalten wie ein hohes Fideikommiss. Freilich sind die extraordinären Johannissitten, wie so manches Andere in Riga noch, in wachsendem Abnehmen begriffen, und der gegenwärtige Johannislärm gleicht, wie die alten Leute behaupten, nur einem Schatten gegen die alte, echte Johannisfreude. Die Bewegung ist wohl noch da, allein das Leben fehlt; es ist nur eine Reflexbewegung früherer Jahre.

Der 22. Juni ist der sogenannte Krautabend. Am Krautabend werden verschiedene Kräuter, Blumen und Laubwerk auf dem Dünamarkte feilgeboten. Das Gedränge ist dann gewaltig; die Flossbrücke wird dermassen mit Menschen überfüllt, dass sie stellenweise unter Wasser zu liegen kommt. Von höherem Standpunkt aus gesehen, erscheint diese wimmelnde Masse wie ein Heuschreckenschwarm, der sich in dichtestem Gedränge dahinwälzt. Gegen Abend aber, wenn sich die zahllosen Verkaufsquellen der Eichenkränze und Kronen und der Körbchen, der Sonnenschirme u. s. w. aus Schilfwerk, der verschiedenartigsten Blumen und Kräuter, welche an diesem Tage gekauft, eine ganz besondere Heilkraft besitzen, zu lichten beginnen, welch ein Leben fängt dann auf dem Strome selbst an! Unzählige Boote, mit

grünen Zweigen geschmückt, vollgepackt mit Singenden und Zechenden schaukeln auf der Wasserfläche umher. Hier strahlen Raketen und bengalische Flammen in der Luft, dort zischen Schwärmer über das Wasser hin und spiegeln sich in den Fluten wieder, ein wildes Chaos von Stimmen, von Gesang und von den ins Wasser getauchten Ruderschlägen tönt zu der tausendköpfigen gaffenden Versammlung am Ufer hinüber. Dazwischen noch der Chor bekränzter „Ligoweiber“, die mit ihren lettischen Volksweisen lachend und wohlgelaunt wie die lustigen Weiber von Windsor, zuweilen in ihren Liedern die Grenze der Schicklichkeit überschreitend, zu dem eigenartigen Eindruck noch ein gut Teil beitragen.

Am Abend des 23. Juni ging's sonst nach „Altona“, einem freien sandigen Platze, einige Werst von der Stadt auf einer kleinen Anhöhe gelegen, wo besonders Schusterbuben und andere Handwerkslehrlinge sich zu Tausenden versammelten, um Schwärmer abzubrennen und die ganze Gegend ringsum unsicher zu machen. Da solche Bubenstreiche gewöhnlich ausarteten und ausarten, hat die Polizei diesen Teil des Festprogramms strengstens untersagt.

So bleibt denn noch der eigentliche Johannis-tag, der 24. Juni. Dieser ist der eigenartigste und von rein idyllischer Natur. An diesem Tage strömt alles hinaus ins „Grüne“ nach „Archirei's-Höfchen“. Vom frühen Morgen an sieht man es in bunten, lärmenden Wogen über den staubigen Chausseeweg zur Alexanders-

pforte hinaus fahren, gehen oder reiten. Es wäre schwer, einzelne Gestalten aus diesem Knäuel zu schildern, ein Totalblick auf die Masse genügt, um bestimmen zu können, welche Popularität der Johannistag für den Rigenser besitzt. Meistenteils sind es Gruppen aus dem Handwerkerstande, aber auch der vornehme Sohn Merkurs fehlt nicht, und selbst die Spitzen des Rigaischen Litteraten- und Aristokratentums, in eleganter Equipage natürlich, verschmähen es nicht, am Johannistage dem Archirei's - Höfchen - Mekka seine Aufwartung zu machen. Die Stadt zeigt an diesem Tag eine ausgesprochen melancholische Physiognomie: menschenleere Strassen, geschlossene Fensterläden, auf ihren Böcken schlummernde Fuhrleute, kein Wagengerassel, kein Leben, kein Treiben, kurz — alles ist ausgeflogen. —

Der Johannistag, von dem hier im besondern die Rede sein soll, fiel auf einen Sonntag; ich hatte meine funkelnagelneue und dazu ganz helle Sommergarderobe aus dem Schrank herausgeholt und stolzierte nun feierlichst, mit Stock und ausschweifendem Cylinderhut versehen, und einer brennenden „India“ von Mündel & Co. im Munde, dem allgemeinen Wallfahrtsorte zu. Wenn ich behaupten wollte, ich that es nur aus Neugierde, nicht des Vergnügens halber, da ich diesen Teil des Rigaischen Festprogramms noch niemals mitgemacht hatte, wäre es von „einem Sohne unserer Stadt“ wohl recht ungalant von mir.

Es war ein heller, heisser Sommertag mit all der wunderbaren Wolken-, Wind- und Sonnenscheinpracht, aber auch mit all jenen kleinen und grossen Belästigungen von Hitze und Staub, wodurch der Enthusiasmus recht merklich gedämpft wird. Das heisst, nicht für jedermann gedämpft wird. Wenigstens merkte man davon nichts an den Frauen, Männern und Kindern, bepackt mit grossen Proviantkörben, nicht an den federleichten Kommiss, an den aufgedonnerten Köchinnen, geschniegelten und gebügelten Nähmamsells, nicht an den strahlenden Gecken, schmierigen Handwerksburschen, Harfenistinnen und Harmonikaspielern, Eisverkäufern und Rigaischen Griesetten, welche alle zur Alexanderspforte hinaus auf dem staubigen Chausseewege dahinwanderten, und auf deren Gesichtern die Festfreude in den verschiedenartigsten Variationen erglänzte.

Vor Archirei's-Höfchen im Walde ein bedeutend fesselnderes Bild. Hier sieht man die edlen Söhne und Töchter Rigas in malerischen Gruppen lagern, hier zeigen sich die Rigenser wie sie gemächlich zu essen und zu trinken, zu scherzen und zu herzen, zu tanzen, zu singen und zu springen verstehen. Hier kann man ganz vergessen, dass eine Stadt mit ihren Unruhen und Lastern so nahe liegt.

Ich ging durch den Wald den nächsten Berg hinan bis zu einer Stelle, von wo aus der Blick weit hinausschweifen konnte und setzte mich auf einen Baumstumpf. In dunkler

Bläue schaukelte sich vor mir der Segelsee in seiner malerischen Wiege und schien so träge, dass er nicht das leiseste Geräusch von sich hören liess. Seine Ufer waren mit Wasserweiden umbuscht, welche träumend auf seine Oberfläche herabhingen. Einige Schwalben beschrieben lange Bogen über die Wasseroberfläche hin, und die Luft war so still, so lau und so schwül. Wenn man nach den Bäumen sah, merkte man keine Bewegung. Ringsum aber welch ein Leben!

Da ich mich von dem eigentlichen Centrum des Treibens weit entfernt hatte, glaubte ich mich allein und war es doch nicht. Unweit von mir hatte sich eine kleine Gruppe von Männern und Frauen im Grase gelagert. Bei genauerem Hinschauen erkannte ich meinen Schneider Zeckel. Kaum hatte auch der Herr Schneidermeister mich bemerkt, als er auf mich zueilte und mich ergebenst bat, seine Gesellschaft nicht zu verschmähen und näher treten zu wollen. Selbstverständlich nahm ich diese Aufforderung mit Freuden an, denn allein wird einem doch alles zuletzt langweilig.

Ausser seiner Frau, einigen Bekannten und Verwandten stellte mir Zeckel auch seine Tochter „Karolinchen“ vor, ein junges Mädchen von etwa 18 Jahren. Ich kann nicht sagen, dass die junge Dame sofort irgend einen besonderen Eindruck auf mich machte. Ich gab mir auch gar nicht die Mühe, sie genauer zu betrachten. Nach einiger Zeit jedoch bemerkte ich, dass Karolinchen, wie sie von

Vater und Mutter genannt wurde, hübsche, wunderhübsche Augen hatte, und nach Verlauf mehrerer Minuten konnte ich schon behaupten, dass der kleine blassrote Mund zum Küssen wie geschaffen war. Auch das Feuer in den unschuldigen Blicken des hübschen Kindes bewog mich Vergleiche mit anderen Brennstoffen anzustellen.

Trotz der Hitze fehlte der dampfende Ssamowar nicht. Karolinchen schenkte mir ein Glas Thee ein, während Herr Zeckel die unvermeidliche Schnapsflasche hervorholte und mir einen „Suworoffsky“ in der Grösse eines Quartstoffes vorsetzte. Trotz vielen Sträubens musste ich das Glas bis zum Grunde leeren.

Bald geriet man ins Gespräch. Die Frau Schneidermeisterin bemerkte, wie übel man doch daran sei, wenn man in einer Kutsche sitze und das Rückwärtsfahren nicht vertragen könne, ein Thema, welches durch ein vorüberrollendes Fahrzeug, in dem viele Personen zusammengedrängt sassen, angeregt wurde. Dies gab Gelegenheit, eine Dissertation über die Equipagen überhaupt anzuknüpfen und führte zu der Behauptung, wie angenehm es sei, ein eigenes Fahrzeug zu besitzen. Dies regte wieder eine andere Betrachtung an und zwar über den grossen Reichtum des Herrn X., der, wie die Wortführerin sagte, einst zu der industriösen Klasse von Jünglingen gehört habe, die zur Bequemlichkeit der Fussgänger die Quergänge über die Gassen fegen, jetzt aber, durch mancherlei glückliche Zufälle,

ein unermessliches Vermögen erworben hätte, und sich Equipagen und ein halbes Dutzend Bediente halten könne. Zur Bestätigung der Echtheit gewisser Thatsachen berief sich die Frau Schneidermeisterin auf ihren Mann, von denen indes die gute Haut eben nicht sonderlich viel zu wissen schien. Dafür besass aber der Mann ein originelles Mittel, den Kredit seiner Frau ohne Beeinträchtigung seines Gewissens aufrecht zu erhalten: er gab seine Zustimmung durch ein Geräusch zu erkennen, welches dem Grunzen eines Schweines nicht unähnlich war.

Als endlich die Unterhaltung mit einer Klage über die schlechten Zeiten im Sande zu verlaufen drohte, warf ein Tischlermeister die Frage auf, ob es heute wohl regnen werde. Die Blicke aller richteten sich nun auf den Himmel, der so klar und heiter aussah, als ob er nie ein Gewölk getragen hätte.

Gegen das Regnen im allgemeinen und im besondern war ein glatzköpfiger Schuster, der seine Voraussetzungen und Schlüsse, wie er sagte, aus der „freien Natur“ schöpfte.

„Ich brauche nur die Wolken anzuschauen“, bemerkte er mit ernster Miene, „und einige Augenblicke den Wind zu beobachten, dann kann ich auf der Stelle sagen, was für ein Wetter wir bekommen werden. Ich könnte Gift darauf nehmen: heute regnet es nicht.“

Der Ansicht des Wetterpropheten entgegen sprach sich der vorerwähnte Tischlermeister aus, der eigensinnig bei dem „Wir bekommen

Regen“ stehen blieb und nebenbei einige eingehende Neuigkeiten von einem Hygrometer zu erzählen wusste, das er neulich bei einem Schmiedemeister in der Vorstadt gesehen hatte.

Ich hörte auf alle diese Pro und Contras der Wettergespräche nur mit halbem Ohre hin und studierte dafür desto eifriger und eingehender Karolinen, die mit einem Schlossergesellen lebhaft konversierte, und der ihr in aller Form den Hof zu machen schien. Was mich das wohl anging? Ach Gott! ich fragte mich heimlich und recht beklommen, ob dieser Schlosser wohl den Schlüssel zu ihrem Herzen habe.

Plötzlich schlug ein leises Donnern an unser Ohr.

„Da haben wir's!“ rief triumphierend der Tischler aus.

Die Gesichtszüge des Schusters erhielten sofort das Aussehen eines geprellten Geheimpolizisten. Er blickte sich verwundert nach allen Seiten um, ob nicht jemand einen Scherz mit ihm treibe, bis endlich seine Blicke an der heranrückenden schwarzen Wolkenwand staunend hängen blieben.

Das Rollen wurde immer deutlicher, und schon liessen sich einige Regentropfen als Vorboten eines Gewittergusses sehen. Nun gab's keinen leisen Windhauch mehr, der bei der Schwüle erfrischend und kühlend ins Gesicht blies, sondern es begann ordentlich zu sausen. Blätter auf Blätter riss der Wind aus der buschigen Krone der Bäume, und die

Schwalben schossen pfeilschnell über das Wasser, und die Weiden zitterten am Ufer, als ob sie lieber anderswo wären als in der dumpf grollenden Luft.

Die ganze Gegend ringsum hatte im Nu ein anderes Aussehen bekommen. Es gab eine allgemeine Verwirrung, ein Laufen und ein Jagen. Alle Gruppen hatten sich gelöst. Schürzen wurden über den Kopf, Taschentücher über die Hüte gebunden und mit den Händen die Blumen auf dem Sommerhute zu schützen gesucht. Den Kopf vornüber gebogen, die Kleider gegen den Körper gepresst, eilten die Frauen samt ihren Männern in die naheliegenden Gasthäuser. Einige sanguinische junge Damen standen hochaufgeschürzt unter den Tannenbäumen und wollten hier das Ende des Unwetters abwarten, andere arbeiteten sich wieder unter ihren Regenschirmen weiter.

So sehr ich mich mit dem Schirm zu schützen suchte, so wurde ich doch von allen Seiten nass. Die Feuchtigkeit stahl sich in den Nacken hinein und legte sich wie ein nasses Tuch um meinen Körper. Meine ausschweifende Röhre hatte sich in wenigen Minuten in eine triefende Dachrinne verwandelt, und mein heller Anzug war in kurzer Zeit grau geworden.

Karolinchen konnte sich bei meinem Anblicke des Lachens nicht erwehren. Das Mädchen sah dabei so überaus reizend aus, besonders dadurch, dass das hochaufgeschürzte

blaue Kleidchen ein paar niedliche Füßchen bis auf die Knöchel sehen liess.

Auf meinen Vorschlag begaben wir uns in das nächstliegende beste Gasthaus. Hier gab es einen heissen Tag. Die Räume waren überfüllt. Die hereindringenden Gäste suchten vergebens nach einem Plätzchen, während die Kellner einander in der Eile fast umrannten. Nach langem Hin- und Herfragen und dem Versprechen eines guten Trinkgeldes war ich endlich so glücklich — ich konnte wirklich sagen glücklich — ein kleines Tischchen zu erobern, an dem die Reste unserer Gesellschaft sich schwitzend und triefend niederliessen. Bei dem Gedränge hatten sich nämlich viele von unserer Gruppe verloren, nur der Schlosser-geselle hatte auffallend treu zu unserer Fahne gehalten.

Ich gab mir Mühe einen Platz neben Karolinchen zu erhalten, was mir übrigens nicht besonders schwer wurde, da auch das Mädchen einen gleichen Gedanken zu haben schien.

Um die regnerische Stimmung hinunter- und die Lebensgeister gewissermassen heraufzuspülen, hatte ich inzwischen Champagner bestellt. Die Frau Schneidermeisterin sah ganz erstaunt auf meinen durchnässten Oberrock, als könnte sie einen ganz unvermuteten Geldschatz darunter entdecken. Ihr Ehegemahl war aber nach den ersten Gläsern merkwürdig beredt und unglaublich kühn.

„Herr!“ sagte er und gab seinem Hute die echte transatlantische Neigung nach dem rechten

Ohr, bis ihn seine Frau ängstlich am Ärmel zupfte. „Herr! so wohl wird's Unsereinem nur selten! Da unweit die alte Spiessbürgerstadt — nun, ich will ihr nichts Böses nachsagen, um Ihnen den Geschmack nicht zu verderben, — aber so viel sag' ich, wenn ich n' mal in der öffentlichen Stadtverwaltung reden könnte, und an so einem Tage, wie am heutigen — Herr! Das müsst' eine Rede werden! — Keine Rede, so wie sie unser Herr Pastor da im Peter — Sie wissen schon — das —“. Seine Frau zupfte ihn unaufhörlich.

„Eine Rede, sag' ich, und Du, liebe Auguste, lass mich ausreden, wie sie noch nie unsere Stadtväter —“

Seine Frau zupfte unablässig, immer stärker. Und er schwieg.

Es begann allmählich zu dunkeln und der Zeiger der Uhr rückte immer mehr der Abendstunde näher. Da erklangen im Saale nebenan die Hörner, die Geigen und Bässe; hüpfende Tanzmelodien flogen schmeichelnd durch die Zimmer und riefen das junge Volk herbei. Karolinen sah mich errötend an und fragte verschämt: „Tanzen Sie auch?“

„O gewiss, ich bin ein zweiter Charles Müller in der Terpsichorenkunst. Sollten wir's nicht wagen, liebes Fräulein?“

Und hinaus ging es in den Strudel des Tanzsaals.

Ich tanzte viel und fast nur mit Karolinen, welche von den Tanzjünglingen förmlich belagert wurde.

Während einer Musikpause blieb ich länger als alle anderen Tänzer unter einem Baume in dem Garten des Gasthauses in der Dunkelheit sitzen. Dichte Regenwolken stoben in eilendem Flug über den sternlosen Himmel. Der Wind trieb mir einige Regentropfen ins Gesicht und rauschte durch die Ästeder Tannen. Mir war es so heiss, heiss im Kopf und heiss in der Seele. Die Liebe, diese mächtige Erobererin, hatte sich gar plötzlich meiner bemächtigt, ohne dass ich es ahnte, ohne dass ich es ahnen konnte.

Als ich in den Saal zurückkehrte, fand ich die Française längst begonnen und den Schlossergesellen mit Karolinen tanzen. Das Vis-à-vis war der behäbige Tischlermeister.

Nach Beendigung des Tanzes näherte ich mich Karolinen, sie schien verwirrt und unwillig, als ob sie ein Unrecht verübt hätte. „Sie liessen zu lange auf sich warten“, begann sie errötend, „und da kam denn der Herr Steinart und bat mich, mit ihm die Française zu tanzen. Widersprechen durfte ich ihm nicht, da auch Mama — Ach Gott!“ unterbrach sie sich, „was ich diesen Menschen nicht leiden kann!“ Und sie bedeckte die hellen Augen mit den rosigen Fingerchen, als ob sie das Bild aus ihrem Gedächtnisse verwischen wollte.

Mein Blick irrte durch den Saal und traf den Schlossergesellen, der sich eben bei seinem Vis-à-vis bedankte. Er war ein noch recht junger Mann, nicht hübsch und auch nicht hässlich, nur zu einfach schien er mir, um

eine Harmonie zwischen ihm und dem reizenden Geschöpfchen herausfinden zu können. Die Mutter Schneidermeisterin war aber ganz anderer Meinung, denn ein befriedigend warmer Blick begleitete Steinart, sobald er sich der Tochter näherte.

Es war Mitternacht vorüber, als ich dem Herrn Schneidermeister in den Wagen half und nach ihm die Frau Mama und hernach, etwas langsamer, die vom Tanz erhitzte Tochter, um sie zur Stadt bis nach Hause zu fahren. In dem Wagen sassen wir nun still und heimlich. Papa schlummerte, Mama gähnte und ich sass neben Karolinchen, aufgeregt wie eine Kompassnadel und stumm wie ein Fisch. Karolinchen rückte weit von mir weg, ich verfolgte sie, zog ihre Hand bebend an meine Lippen und bedeckte sie mit unzähligen Küssen; ich fühlte eine zuckende Bewegung in ihr, aber fest, wie ein wiedergefundenes Kleinod, ruhte sie in der meinigen.

Viel, viel zu früh hielt der Wagen vor dem bezeichneten Hause. Ich half Papa und Mama wieder auf die Beine, und während der Nachtwächter schläfrig die Hausthür aufschloss und das alte Paar die Treppe hinaufschwankte, fasste ich das Mädchen fest in die Arme und küsste es dreimal, viermal, zehmal auf die brennenden, durstig geöffneten Lippen.

Die Hausthüre wurde hinter mir geschlossen. Ich schritt gedankenvoll in die laue, regenschwangere Juniluft meiner Behausung zu. Ein unbeschreiblich wonnig - wehmutsvolles

Gefühl durchzog meine Brust. Was hatte sich nicht alles zwischen die Gefühle im Verlauf einiger Stunden gedrängt!

— — — — —

Es ist ein vergebliches Arbeitenwollen, wenn sich in unsere Phantasie ein glänzender Mädchenblick oder gar ein liebevolles Gesichtchen hineindrängt! Man taucht da wohl hundertmal die Feder ins Tintenfass, streicht das Papier glatt, reibt sich die Schläfen und macht möglicherweise noch andere Experimente, um den Geheimrat Verstand zu konsultieren, aber was nicht geht, das geht nicht. Entweder wirft man den spitzen Federkiel zur Seite, lehnt sich in den Arbeitsstuhl zurück und stützt das phantasieschwere, leere Haupt in die Hand, oder man begeht in diesem Zustande manchen leichtsinnigen Schritt, der so nachhaltig auf das spätere Leben wirkt.

Ist es nicht so? Leider ist es nur zu oft so, denn mir erging es in den acht Tagen nach jenem Johannisabend nicht anders. Was ich auch immer anstellte, welchen Anlauf ich auch immer nahm, etwas Vernünftiges zu denken, immer und immer nur trat mir Karolinchen, trat mir der Schlossergeselle vor die Seele.

Ein kurzer Entschluss, und ich beeilte mich ins Haus des Schneidermeisters zu gehen, um dort — es war vielleicht nicht einer der leichtsinnigsten Schritte meines Lebens — um die Hand Karolinchens zu werben.

„Wie schön, dass Sie kommen“, empfing

mich der Herr Schneidermeister sehr freundlich und sehr aufgeregt. „Herr Steinart — er hat einen wohlhabenden Onkel, der ihm zum Meisterwerden behilflich sein wird“, schaltete er geheimnisvoll ein — „hat um mein Karolinchen angehalten. Wir sind ganz glücklich darüber. Morgen wollen wir die Verlobung feiern, und ich war eben im Begriff, Ihnen diese Nachricht und zugleich die Einladung dazu zu übersenden.“

Verlobt! Ich fuhr mir traurig mit der Hand über Stirn und Augen — Nein! keine Sentimentalitäten! — So sind ja die meisten Frauen!

Da sah ich auch schon das glückliche Paar Arm in Arm aus einer Seitenthüre treten. In unbefangener Weise trat ich zu Karolinchen, um ihr Glück zu ihrer Wahl zu wünschen. Sie errötete über und über und wandte den Blick in scheuer Verlegenheit zu Boden. Ob sie dabei wohl an ihren Herzenserguss auf dem Balle gedacht hat, nachdem Steinart sie verlassen hatte: „Ach, was ich diesen Menschen nicht leiden kann!“



Ein paar Stunden auf dem Maskenball.

„Hast Du heute was vor?“ fragte mich mit einem Blick auf die Uhr mein guter Bekannter, mit dem ich eines Sonnabends nachmittags Arm in Arm auf der Sonnenseite der grossen Alexanderstrasse in Riga entlang schlenderte.

„Nein.“

„Ach — da will ich Dir etwas in Vorschlag bringen — wir gehen zusammen zum Maskenball in den lettischen Verein. Wir werden uns dort prächtig amüsieren, mein Wort darauf. Es ist doch höchst eigentümlich, dass die Maskenbälle in unserer Stadt ebenso im Aussterben sind wie die Ständchen. Letzteres lässt sich noch durch den epidemisch gewordenen „Rheumatismus“ erklären, den sich mancher Liebhaber bei Sturm und schlechtem Wetter, unter dem Fenster seines Liebchens seufzend, geholt haben soll. In Wien z. B. habe ich sehr oft die „Wäschermadel-Maskenbälle“ mitgemacht, die gewiss einen andern Puls haben als die Stadtbälle, und die von den vornehmsten Herren aufgesucht werden. Das ist ein Leben, eine urwüchsige Gesellschaft

da — Potz Wetter! Die Wäschermadeln, — diese drallen Naturnymphen! „Greift nur hinein ins volle Menschenleben und wo ihr's packt, da ist es interessant“, kann man da mit Goethe ausrufen.“

„Es bleibt also dabei, wir gehen.“

Etwa um 10 Uhr abends waren wir am Billettisch, zahlten das Eintrittsgeld und traten in den Saal. Der Saal des lettischen Vereins, der übrigens mit seiner stuckgeschmückten Decke und in seiner gestreckten Gestalt einen stattlichen Eindruck macht, war erst spärlich gefüllt. Die Lampen brannten ziemlich düster, und die Kellner, die aus dem engen Büffetzimmer hervorklungerten, grinsten jedem vorübergehenden Gast in öder Geistlosigkeit entgegen. Einzelne Masken, die da promenierten, waren gerade nicht von den Besten und schienen sich auch in dem weiten Raume nicht sonderlich wohl zu fühlen. Kurz nachher füllten sich rasch die Räume. Bald einzeln, bald paarweise, dann zu dreien und vieren und schliesslich in ganzen Gruppen erschienen Maskierte und Demaskierte, meistens junge Mädchen: grosse und kleine, dicke und dünne, mit blonden und dunkeln Zöpfen im lettischen Nationalkostüm, andere in dünnen, buntkarrierten Wollen- und Sitzkleidchen, roter Jacke und wohlfrisiertem Lockenkopf, schwächliche Figürchen als Wassernymphen verkleidet in höchst primitiver Ausstattung, und endlich einige „nette Pflanzen“ in gewählter und passender Balltoilette. Die sogenannten „forschen

Jungens“ ebenfalls maskiert, einige in verblichenem Husaren-, Ulanen- oder Kürassier-Anzuge, grösstenteils aber in Masken zum Davonlaufen.

Wenn man den Blick in die Versammlung tauchte und aus den verschiedenartigsten Kostümen und Anzügen die Gestalt eines Einzelnen festzuhalten versuchte, dann war es gewiss ein unnatürlich Maskierter oder aber eine anmutige Gestalt, die von den andern recht merklich abstach. Und das lachte und kicherte, tanzte und hüpfte so mit- und durcheinander, so vergnügt und ausgelassen, so sorgenlos, dass man sich wie in eine andere Welt versetzt fühlte, wo alle gesellschaftliche Dressur, alle unnützen Reverenzen und steifen Bücklinge von der Bildfläche fortgewischt waren und nur die eine reine Himmelsgabe übrig geblieben war — der Humor. Solch eine Gesellschaft repräsentiert in ihrer Art zwei gewaltige Pole des Menschenlebens, Freiheit und Gleichheit. Das Freie in den Empfindungen müssen auch einige „Söhne der Stadt“ nachgefühlt haben, die den steifen Funktionsrock an den Nagel gehängt hatten, um sich auch ein Weilchen an dem Ulk zu ergötzen, um sich aus Herzenslust ungebunden zu fühlen und Schnurren und Schwänke loszulassen, die vielleicht keine anderweitige Verwendung hätten finden dürfen. Und originell sind diese „Söhne der Stadt“ jedenfalls. Obgleich die ganze Gesellschaft auf hundert Schritt nach Adelsdiplomen, patriarchalischen

Privilegien, pekuniärer Gespreiztheit und ähnlichen Vorzügen riecht, giebt es doch wenige unter ihnen, welche in solchen Gesellschaften die richtige Wage halten, ohne in das Triviale zu verfallen.

Mein guter Bekannter hatte sich in den dichtesten Menschenknäuel hineingewagt und schien sich dort so wohl zu fühlen, dass er von mir weiter Notiz zu nehmen vollständig vergass. Er war übrigens, wie jeder aus Staub und Erde zusammengesetzte Sterbliche, ein grosser Verehrer des schönen Geschlechtes, und wäre er zum Dichter geboren worden, so hätte er gewiss seine Göttin von ungelenkem Namen so lange bereimt und beverselt, bis sie berühmt geworden wäre wie Petrarchs Laura oder Wallers Sacharissa. Ausserdem hatte er ein Einkommen von rund 3000 Rubeln jährlich und war unabhängig, sowohl in Bezug auf Herzens- wie auf Familienangelegenheiten.

Ich sah ihn ab und zu aus der Menschenmenge emportauschen. Sein Gesicht glühte wie ein Kessel, was übrigens sehr natürlich war, denn er führte eine Dame von so ungeheuren Verhältnissen am Arm, dass sie mehr einem Apfelpudding glich, den man in der Mitte zugebunden hatte, als einer Tanzlustigen.

Als aber der Klang der Geigen und Bässe begann, da gab es einen wahren Teufelstanz. Wie viel zerrissene Kleider und arme Zehen hatten später gewiss Ursache, diesen bacchanischen Tanz zu verwünschen! Der „forsche Bauernjunge“ donnerte seine Quadrille-Touren

ab, als wenn er vor eine Kutsche mit Pferden gespannt wäre.

Ich hatte mich in eine Ecke geflüchtet, und trotzdem ich manche philosophische Idee durch ein Belächeln meiner selbst belohnte, überkam mich doch ein Gefühl der Müdigkeit, in welchem Zustande mir die Gasflammen den Eindruck von Irrlichtern bei dichtem Nebel machten.

Das Rauschen eines langen Kleides weckte mich aus meiner Schlagsucht; eine im Verhältniß zu den andern elegante schwarze Maske hatte sich an meiner Seite niedergelassen. An den zierlichen Füßen, die unter dem Gewande hervorschauten, an den schönen, in sichtlicher Müdigkeit zu beiden Seiten herabfallenden Händen erkannte ich ein vornehmes Weib. Vielleicht ein schönes Weib! Ich sollte nun auch noch ein Abenteuer bestehen! Durch den Ort kühn gemacht, wandte ich mich herzlich zu ihr und sprach im vollendeten Stil eines Gecken: „Du scheinst Dich zu langweilen, schöne Maske! Nun, das ist gerade auch mein Fall. Du bist einsam, ich bin einsam! Wollen wir nicht diese Nacht zusammengehen, um uns weniger zu ennuyieren?“

Sie schreckte zusammen, richtete zwei herrlich strahlende Augen auf mich, die unter einer Sammetmaske hervorglänzten, und wollte aufstehen, um fortzugehen. Doch dazu fehlte ihr die Kraft, sie sank auf ihren Sitz zurück. Diese sehr unschmeichelhafte, zu gleicher Zeit aber mein ganzes Interesse beanspruchende

Aufnahme heilte mich gänzlich von meinen Ideen.

„Sie fühlen sich unwohl, meine Dame?“ fragte ich ganz bestürzt.

„Ich bin furchtbar ermüdet“, entgegnete sie, „denn zwei Stunden wandere ich schon auf diesem miserablen Ball umher.“

Alles, was ich von ihrer Persönlichkeit erspähen konnte, war höchst aristokratisch, und dieses setzte mich hier mehr in Feuer, als wenn ich sie anderwärts getroffen hätte. Der Ton ihrer Stimme, die eigentümliche Anmut ihrer Worte vollendeten die schon vorher in mir aufdämmernde Überzeugung, dass ich eine vornehme Dame vor mir habe.

„Das ist nicht zu verwundern“, nahm ich wieder das Wort; „diese wunderhübschen Füße sind nicht wie diejenigen anderer an Anstrengungen gewöhnt. Auch mich hat ja schon das zwecklose Hinstarren auf die bunte Gesellschaft recht ermüdet. Finden Sie es nicht selbst höchst lächerlich, sich so ganz ohne alle Ursache hier herumzutreiben? Ich meines Theils, ich gestehe es frei, wenn es schon sein muss, so ziehe ich die ausschweifende oder pittoreske, auf Bällen niederer Ordnung herrschende Lustigkeit vor.“

Meine schöne Unbekannte antwortete keine Silbe. Und als ich sah, dass sie, ohne über meinen schlechten Geschmack die Achseln zu zucken, lieber mit Stillschweigen darüber hinwegging, begann ich zu glauben, dass sie wirklich zur vornehmen Welt gehören müsse.

Nun versuchte ich es mit hochtrabenden, pikanten Redensarten, brachte mehr oder minder originelle Thorheiten hervor, um ihr irgend eine Antwort zu entlocken, sie aber blieb unerbittlich stumm, und ich musste sogar zum öftern die sehr unangenehme Erfahrung machen, dass sie mich nicht einmal anhörte. Ganz wild darüber, stand ich schon im Begriff, dem erhofften Abenteuer den Rücken zu kehren, als sie plötzlich von einer nervösen Aufregung befallen wurde. Meine Blicke folgten den ihrigen, und da bemerkte ich, dass sie ihre Aufmerksamkeit einem gewissen Herrn Strecker (nennen wir ihn so), der, eine hübsche, aber einfach maskierte Dame führte, widmete.

Der Name Strecker fuhr mir wie ein Blitz, ich weiss selbst nicht warum, durch den Kopf.

„So, Sie kennen Herrn Strecker?“ rief ich triumphierend.

„Das ist ein Mann, ganz nach der Mode, ganz nach dem heutigen Zeitgeiste. Einer meiner Freunde, der sich auch auf diesem Balle befindet, hat mir von ihm erzählt.“

Nun kam das Schweigen an mich, denn hastig wandte sich meine Unbekannte zu mir und sprach, mit Schlangenblicken mich ansehend: „Ich kenne Herrn Strecker nur sehr oberflächlich, auch ist es mir sehr gleichgiltig, ob Sie Freunde besitzen, die von ihm reden.“

„Verzeihung meinem unbesonnenen Geplauder, schöne Maske; kein Wort werd' ich mehr über diesen Gegenstand verlieren.“

„Ob über diesen oder jenen Gegenstand,

das ist mir sehr gleichgiltig. Ich kenne Sie nicht, Sie wissen meinen Namen nicht, sagen Sie folglich, was Sie wollen, Maskenfreiheit berechtigt Sie dazu; ich werde Sie übrigens so lange anhören, als meine Müdigkeit mich zwingt, hier sitzen zu bleiben.“

„Keinen Augenblick länger?“

„Keinen einzigen.“

„Ja, wenn es so steht, so thu' ich besser, wenn ich schweige, weil Sie mir im voraus alle Hoffnung abschneiden.“

„Und was hofften Sie denn?“

„Auch dies zu sagen ist vollständig überflüssig, weil Sie es nicht erraten.“

„Sie haben eine recht leidliche Meinung von sich selbst.“

„Und Sie scheinen auch sehr vornehm von oben herab auf uns arme Gesellen zu schauen.“

„Möglich! Sind Sie ein Fremder?“

„Nein, schöne Maske!“

„Sie sind also ein Hiesiger?“

„Dies ist mein Geheimnis. Sie, Madame, tragen eine Maske vor dem Gesichte, ich aber zeige mich ohne eine solche; dagegen errat' ich so ziemlich, wer Sie sind, während Sie von mir nichts weiter kennen, als was Sie sehen; wir kämpfen folglich mit gleichen Waffen.“

„Wie, Sie bilden sich ein, mich erraten zu wollen?“

„Nicht ganz, denn noch ist mir Ihr Name unbekannt. Halten Sie es denn aber für so schwierig, ihn recht bald zu erfahren? Um

dazu zu gelangen, bedarf es weiter nichts, als dass ich entweder meinen Freund oder einen jener brillanten Helden der hiesigen Gesellschaft herbeirufe, die scharenweise hier auf und nieder wandeln, und ihm die einfache Frage vorlege: wie heisst eine junge brünnette, sehr schöne Dame mit prachtvollen schwarzen Augen und wunderschönen Füßen, höchst elegant und geistreich, die Schauspielerin oder wenigstens Gräfin sein muss, einen etwas abenteuerlichen Charakter und feurige Einbildungskraft besitzt, und die einen gewissen Herrn Strecker gut kennt?“

„Das Portrait ist schmeichelhaft, aber unbestimmt; jeder Verliebte wird in jener Beschreibung seine eigene Gebieterin zu erkennen vermeinen.“

„Wenn ich aber noch hinzufüge, dass Sie sichtbar erschranken, als die Rede auf Herrn Strecker fiel?“

„Dies würde nur eine weitere unwichtige Mitteilung sein.“

„Das wollen wir doch sehen!“

„Machen Sie den Versuch!“

„Ich habe aber keine Lust dazu.“

„Und warum nicht?“

„Weil ich verlange, dass Sie sich mir selbst nennen sollen. Das ist auf jeden Fall weit ruhmvoller.“

In dem nach dieser Rede von ihr auf mich geschleuderten Blicke lag Zorn, ja selbst Hass. Leicht stampfte sie mit dem Fusse den Boden, wie ein ärgerliches Kind, das aber seinem

vollen Unmute nicht freien Lauf zu gestatten wagt; ihre schönen Hände zerknitterten den Satin ihres Dominos, während sie mir die niederschmetternden Worte entgegenblitzte: „Sie sind ein Geck!“

Es war augenscheinlich, dass ich meine Beute gefasst hatte, doch musste ich einen Augenblick befürchten, sie möchte mir wieder entschlüpfen. So sassen wir einige Minuten schweigend neben einander, während ich nach Mitteln forschte, unsere unterbrochene Unterhaltung wieder anzuknüpfen, als Strecker abermals, fast uns streifend, mit derselben weiblichen Maske vorüberging. Nun konnte meine Unbekannte sich nicht länger halten und sprach ganz gebieterisch zu mir:

„Kennen Sie die Maske?“

„Nein!“

„Ich muss ihr nachgehen.“

„Sie sind zu ermüdet; befehlen Sie meinen Arm!“ Sie nahm ihn an, wir standen auf und verloren begreiflicher Weise das von uns verfolgte Paar keinen Moment lang aus den Augen. Die Unterhaltung zwischen Herrn Strecker und seiner Begleiterin schien sehr lebhaft zu sein.

„Ja, ja, so ist es doch wahr. Wenn ich nur wüsste, wovon sie mit einander sprechen“, murmelte meine Dame.

„Wahrscheinlich lästern sie andere oder unterhalten sich von verliebten Dingen“, entgegnete ich.

„Vielleicht treiben sie wohl beides?“

In diesem Augenblicke schlug der Herr

vor uns ein helles Gelächter auf, das meine Unbekannte vom Scheitel bis zu den Füßen erbeben machte. Ich hielt den Moment für günstig, um meinen Absichten vorzuarbeiten.

„Was bewegt Sie, schöne Maske?“ fragte ich mit dem einschmeichelndsten Tone, der mir möglich war, „ein Rächer steht Ihnen zu Gebote, sobald Sie nur winken.“

Sie sah mich mit einem so verächtlichen Blick an, dass ich wohl einsah, eine grosse Albernheit gesagt zu haben. Auch empfing ich unmittelbar darauf meine Strafe. Denn als sich Strecker eben von einem Herrn verabschiedete, mit dem er ein paar Worte gewechselt hatte, liess meine Dame hastig meinen Arm fahren, eilte auf diesen Herrn zu und zog ihn sozusagen mit Gewalt fort. Ganz verblüfft und sprachlos, allein und unbeweglich, blieb ich mitten in der umherwogenden Menschenmenge einige Zeit stehen und kam dann erst wieder zu mir, als ein berauschender Wohlgeruch meine Nerven traf, ein üppiger Arm in den meinigen hineinschlüpfte und ein mit einer Maske bedecktes Gesicht sich dem meinigen näherte! Gott! es war ja dieselbe Unbekannte, dasselbe wunderbare Weib, welches mein Herz, meine ganze Seele unbewusst mit geheimnisvollem Zauber umspannt hatte. Ihr an den Hals oder vor ihr in die Kniee zu sinken, wäre nicht die grösste Thorheit gewesen, die ich im Leben begangen hätte.

„Jetzt weiss ich, wer Sie sind, kommen Sie!“

Vor Entzücken keines Wortes mächtig, liess ich mich von ihr fortziehen bis in eine der entferntesten Ecken des Saales. „Sind Sie mir böse?“ fragte sie hier, und ein heisser Blick flammte mir entgegen.

„Befehlen Sie, dass ich Ihnen meine Seele gebe?“ antwortete ich begeistert.

„Abgeschmacktes Geschwätz; es handelt sich um ganz andere Dinge. Wollen Sie mir einen Gefallen thun, einen grossen, grossen Gefallen?“ Und sie heftete den Blick ihrer schwarzen Augen, die tief und weich schienen und mich durchglühten wie hundertjähriger Portwein, auf mich.

Natürlich bejahte ich diese Frage emphatisch.

„Sie sind der Redakteur der X-Zeitung, wie mir gesagt wird?“

„Ja“, antwortete ich.

„Wollen Sie morgen früh, ohne dass es jemand vorher erfährt, eine kleine Notiz in Ihrem Blatte veröffentlichen?“

„Zehn, wenn Sie es befehlen.“

„Hören Sie, ich halte Sie beim Wort!“ Dann aber, zu meinem Ohr sich neigend, flüsterte sie halblaut, dennoch jedes Wort scharf betonend: „Drucken Sie Folgendes: Die Schauspielerin Agathe Schleier hat sich aus Liebe zu dem Kaufmann Strecker heute morgen um 5 Uhr in ihrer Wohnung erschossen.“

Und bevor ich Zeit fand, diese Erfahrung mit einem Stadtgespräch in Gedanken zu konfrontieren, hatte sich die Sprecherin auch schon in der Menge verloren.

Den nächsten Tag brachte mein Blatt die betreffende Notiz.

Den Aufruhr und die Bestürzung des Publikums über diese Nachricht kann man sich leicht vorstellen: Agathe Schleier gehörte nämlich zu den jüngsten und hübschesten der Schauspielerinnen unserer Stadt.

Und nun müsste auch jedermann glauben: Ach Gott! so tragisch endete der Lebenslauf dieser reizenden jungen Dame? . . . Bewahre! nach ungefähr drei Monaten wurden der Kaufmann Strecker und Fräulein Agathe Schleier ein glückliches Paar.

Ja, so sind die Weiber!



Wie es einem gehen kann.

Abends sieben Uhr war's, als mein guter treuer Freund Heinrich Koller — aufrichtig gesagt, heisst er anders, doch das thut nichts zur Sache — aufgeregt zu mir ins Zimmer trat:

„Du fährst doch?“

„Ich? Wohin?“

„Nun, an den Strand zum Ball!“

„Heute?“

„Ja, heute! Mit dem Acht-Uhr-Zuge — sie wird da sein, sie!“

Ich fühle mich von vornherein verpflichtet, den geachteten Leser das „sie“ näher zu erklären. „Sie“ war nämlich etwas Reizendes, Neunzehnjähriges. Nach einem gewissen Romanstil dürfte man „sie“ ungefähr so schildern: Denken Sie sich lang herabwallendes Goldhaar, das über Schultern und Busen gleitet, ein Auge nachtschwarz und sonnig, bald von jovialer Schalkheit, bald von schöner Begeisterung belebt, einen Teint wie von weissen und roten Rosen gemischt, einen Wuchs, wie den, welchen Milton in Edens Lauben an Eva pries, Arm und Hand wie die der Medicäerin, einen

Fuss, der, gleich den tanzenden Charitinnen kaum die Grasspitzen niederbeugt. Doch was schwatze ich! Die Oper eines Komponisten will gehört, ein Mädchen wie „sie“ gesehen sein. Ich könnte nur sagen, dass „sie“ alle weiblichen Reize, von Psyche an, als sie zum ersten Mal Eros die errötende Wange bot, bis zu Cassandra, der göttlichen Seherin, in ein süßes Wesen verschmolz, und doch wäre es nichts gegen das, was mir noch heute, in diesem Augenblicke, meine Phantasie vorzaubert.

Dass also eine zustimmende Antwort auf die Aufforderung meines Freundes Heinrich unbedingt erfolgte, ist ebenso selbstverständlich, wie die unumgängliche Bedingung des Umkleidens in das entsprechende Gewand. Und das ging rasch.

Ein Künstler hätte nun die dunklen, prall anliegenden Beinkleider als Studie für ein Schneiderschild benutzen können, während der einem schwarzen Schlagbaum vergleichbare, ungeheuer steifgewichste Schnurrbart das reine Ideal eines Bartkünstlers abgegeben hätte, von dem neuen Cylinder gar nicht zu reden, der wie eine blankgeputzte Esse im Sonnenschein erglänzte.

„Ich erwarte Dich auf dem Bahnhofe“, hatte mir mein Freund Koller noch im Davoneilen zugerufen, und so schlüpfte ich denn, meine Frackschösse vorsichtig zusammenklappend, in eine zweispännige Droschke, der Bahnstation auf Iswoschtschikflügeln entgegeneilend.

„Ein Billet dritter Klasse nach Majorenhof!“

rief ich lauter als alle übrigen Passagiere am Schalter der kleinen Kasse in der Marienstrasse Rigas. Für einen Fünfrubelschein hatt' ich auch mein Billet bald in Händen. Vergnügt die Stiegen zum Perron hinaufsteigend, sah ich im Geiste schon meinen Freund vor mir und hörte selig das Rauschen des Meeres. Plötzlich erscheint ein Gendarm hinter mir, mich zum Billeteur zurückrufend:

„Geben Sie mir einen anderen Schein, dieser hier ist etwas eingerissen, und wir haben keine Zeit, für Sie zur Bank zu laufen.“

„So, so. Bitte, hier ist ein Hundertrubelschein.“

„Den kann ich nicht wechseln, geben Sie mir Ihr Billet wieder und hier haben Sie Ihren Fünfrubelschein.“

Zögernd, das Verlangte zurückgebend — der Gendarm trat mir förmlich die Hacken ab, so nahe stand er meinen Absätzen — bot ich meine ganze Rhetorik auf, um den Kassierer zur Annahme eines der Scheine zu erweichen. Der Mann blieb hart wie ein Mühlstein.

So lief ich denn, so schnell mich meine Beine trugen, in die nächstgelegene Materialbude und forderte eine Schachtel Papyros.

„Bedaure, habe kein Kleingeld.“

Ein gleiches Schicksal in der zweiten und dritten Bude.

Mir wurde es heisser und immer ängstlicher zu Mute: der Zug, der Zug! Endlich ein erlösender Gedanke — in die nächste Apotheke ging's und für einen Zwanziger Untzers nieder-

schlagendes Pulver gefordert. Hier wurde mir gewechselt — aber Himmel! Beim Hinausrennen werf' ich eine auf dem Pult stehende Medizinflasche um, und als ich schnell danach greife, schneid' ich mich mit dem zerbrochenen Glas in den Finger. Donner und Doria! Ich fuhr mir vor Schmerz mit der ganzen Hand in den Mund und sog an der wunden Stelle wie ein Baby am Lutschbeutel. Der Apotheker konnte sich des Lachens nicht enthalten, gab mir aber schnell noch einige Tropfen Arnika-tinktur — und hinaus ging's wieder auf die Strasse, dem Bahnhofe zu. Endlich, eine halbe Minute vor dem Abgange des Zuges erhielt ich mein Billet, eine Viertelminute später stand ich atemlos auf der Plattform eines Eisenbahnwaggon und citierte für mich ziemlich resigniert den unsterblichen Schiller:

„Des Lebens ungetrübte Freude
ward keinem Sterblichen zu Teil.“

Der Zug setzte sich in Bewegung, der Schaffner erschien, um mit der Zange seine Opfer, die Billete, zu durchbohren. Ich reiche ihm auch das meinige hin.

„Erlauben Sie“, sagte er, mich scharf fixierend und bedeutungsvoll lächelnd, „dieser Zug geht nach Mitau.“

Nach Mitau! Mir war zu Mute, als hörte ich die Worte eines Titanen, der im Begriff steht, unseren ganzen Erdball in den leeren Weltraum zu schleudern. Nach Mitau! Im ersten Augenblicke wollt' ich auf und davon, aber da dämmerte mir die Station Thorensberg

in hoffnungsfreudiger Erinnerung auf, wie dem Wüstenwanderer die Oase, und noch heute würde ich mich für die Errichtung dieser Eisenbahnstation bei der Verwaltung bedanken, wenn ich nicht damals — natürlich nach guter Rigenser Sitte so für mich im Stillen — den Kassierer gründlich ausgeschimpft hätte.

Nach zehn Minuten benutzte ich den zweiten Zug und war erst vollständig beruhigt, als mich der Kondukteur wiederholentlich versicherte, dass ich mich nun in dem richtigen Zuge befände.

In Majorenhof stellte ich mich sogleich an den Ausgang, und obgleich ich jeden Reisenden mit der Spürnase eines Detektivs durchmusterte, so fand ich dennoch keine Spur von meinem Freunde Heinrich. „Er wird, er muss kommen, sein Wort hält er stets“, waren die hoffnungsreichen Trostgedanken, welche sich nun an meine Phantasie wie die Korallen an ein Felsenriff der Südsee klammerten.

Ich ging also zu „Horn“. Ich ging — bewahre! dieser Ausdruck ist völlig unlogisch: ich glitschte mit den Füßen, mit den Händen vorsichtig umhertappend, zu „Horn“. Herkules, Sohn des Zeus und der Alkmene, holte den Cerberus aus der Unterwelt, reinigte die Ställe des Königs Augias, er that noch so manches andere, doch wäre die Kraft des Ahnherrn gebrochen, wenn man ihn im Regenwetter an den Rigaischen Strand geschickt hätte, mit der Aufgabe, einige Strassen zu durchwandern: das Ideal männlicher Kraft und Tugend

wäre im Schmutz bis an die Ohren stecken geblieben.

Nachdem ich ein Fuhrwerk engagiert hatte, das mich von der einen Seite der Strasse auf die andere Seite hinüberbrachte, dankte ich meinem Schöpfer, dass er mich vor dem Versinken bewahrt hatte und mich wohlerhalten unter den Kolonnaden in „Horns Garten“ bei einem Glase Wein und einer Cigarre, bei guter Musik und in angenehmer Umgebung hatte weiter existieren lassen.

Dass mein Freund Koller und „sie“ noch erscheinen dürften, wurde mir mit jeder Minute unwahrscheinlicher und alle noch dafür geltend gemachten Gründe immer unbedeutender. Und trotzdem löst' ich mir ein Billet zum Tanzsaale. Tanz! Was liegt nicht alles in diesem Worte: Wenn das Paar sich eng umschlingt, wenn Knie an Knie, Brust an Brust, Aug' in Auge, die Hand des Mädchens auf der Schulter des Jünglings, und die seinige noch traulicher auf schwellenden Hüften ruht, wenn der reine Atem der Schönen Einen anweht wie Ambrosia, wenn von der heissen Wange die Wärme strahlt und ein Herz dem andern entgegenklopft, wenn die Schösse der schwarzen Fracks wie Wetterfahnen um die luftigen Damenkleider gaukeln, Bänder flattern, Wangen sich färben, Augen glänzender leuchten, Lippen dem Kusse entgegenbrennen, wenn marmorweisse Schultern verschämt und doch siegesbewusst aus dem enganliegenden Decolleté hervorlächeln, schwellende Busen neckend und doch halb errötend

die Blicke verschlingen, kosende Schmeichelworte und schmeichelnde Koseworte die schönen Ohren belagern, muss da nicht Herz und Seele zusammenhüpfen, muss da nicht aus diesem süssen Taumel die Seele enthusiastisch ausrufen: Tanz, o göttlicher Tanz!

Und dennoch wurde mir selbst der Tanz langweilig, die Sehnsucht nach „ihr“ brannte mir förmlich die Weste durch; zuletzt ergriff mich ein unsagbares Verlangen, fortzukommen. Es war 1 Uhr Nachts vorüber. Ich wandte mich an den Hotelbesitzer mit der Bitte, mir ein Zimmer zu reservieren.

„Leider alle besetzt!“ bekam ich zur Antwort.

„Wie, besetzt? Haben Sie denn gar kein Zimmer mehr frei?“

„Nein. Jetzt sind die Rennen und da sind die Nummern des Hotels bis auf die allerletzte eingenommen; auch nicht einen Einzigen mehr kann ich für diese Nacht beherbergen.“

Auch nicht einen Einzigen! Das war nun freilich sehr deutlich, meine Lage um 1 Uhr nachts bei Regenwetter und zur Rennzeit am Strande ohne Nachtquartier doch nicht deutlich genug. Verstimmt wie eine alte Dorforgel machte ich mich auf den Weg, um schnellstens einen Wagen zu nehmen und anderswo ein Nachstasyl zu suchen.

Der Regen hatte noch immer nicht aufgehört, sondern kam wie aus Fässern vom Himmel heruntergegossen. „Fuhrmann!“ Ein Königreich für einen Fuhrmann hätte ich ausrufen können! Keine einzige Seele war zu

sehen, so viel ich auch meine Augen in der Dunkelheit anstrengte und meine Stimme abwechselnd im tiefsten Bass und im hohen Diskant hören liess. Es blieb mir also weiter nichts übrig als meine Beine in Bewegung zu setzen und, auf dem Bretterstege herumtappend, den Kurs nach dem „Aktienhause“ in Dubbeln zu nehmen. Das ging aber so leicht nicht! An mancher Scylla und Charybdis war ich glücklich vorübergesegelt — da, als ich im vollen Selbstgefühl mit einem Sprung über eine Quergasse setzen will — gerate ich fast bis an die Kniee in Schmutz. Und indem ich mich durch einen neuen Anlauf aus der Affaire zu ziehen suche, glitsche ich aus und — da lieg' ich!

Ich wollte, ich hätte das Selbstgespräch, welches ich damals hielt, stenographieren können, es würde mir jetzt von grossem Nutzen sein, denn augenblicklich ist es mir faktisch nicht möglich wiederzugeben, was in meiner Seele vorging. Jeder aber wird aus dem Vorstehenden ersehen können, dass meine Situation keine neidenswerte war. Ich stand da, gelinde gesagt, wie der Zeisig auf der Leimrute.

Wie lange ich über meine Lage in dieser miserablen Verfassung nachgedacht habe, ist schwer festzustellen; es trat auch bald ein Zwischenfall ein, der besondere Erwähnung verdient. Aus der Dunkelheit tauchte nämlich ein Jünger der heiligen Hermandad auf, in der Polizeisprache nennt man ihn „Wachtmeister.“ — Wachtmeister Hartmann — so

hiess er wirklich, war ein Mann — seinem Namen zuwider — von weichem Herzen. Ich klagte ihm meine Not und das Ende davon war, dass ich das Säbelende Hartmanns in die Hand bekam, um ihm so in der Dunkelheit Schritt vor Schritt sicherer folgen zu können. Unter dem Schutze der Polizei geht sich's sonst sicher — ich aber wankte hinter meinem Führer drein wie ein neubekehrter Jude. Es war auch nicht zu verhindern, dass mir das Säbelende Hartmanns, welches ich krampfhaft festhielt, bei jedesmaligem Stillstehen meines Führers recht empfindlich gegen den Leib stiess.

Die erste Station, wo Hartmann für mich ein Nachtquartier zu finden glaubte, war der Majorenhofsche „Krug“. Sein Schenkwirt hatte sich, wahrscheinlich auch infolge der Rennen und der damit verbundenen guten Geschäfte, dermassen alkoholisiert — ein neues Wort für das Wörterbuch —, dass er um nichts in der Welt aus dem Schlafe zu rütteln war. Das Säbelende, welches aus meiner Hand in den Händen Hartmanns ganz unbarmherzig gegen die Schenkthür fuhr, hätte Tote erwecken müssen, der Schenkwirt aber regte sich nicht. Das Einzige, was wir erreichten, war ein melancholisches Gegrünze des Herrn X. oder ein mit etwas anderem zu vergleichender Laut, — jedenfalls möchte ich es nicht übernehmen, dem Ursprung dieser Töne nachzuspüren. Zur Klärung der Situation darf jedoch nicht verschwiegen bleiben, dass dieses Ge-

grunze durchaus nicht eine Antwort auf unser Klopfen, sondern eine Traumvision zu sein schien, in welcher sich der Wirt selig wie auf einem Schnapsocean hin und herwiegte.

Endlich waren wir so glücklich, eine vorüberfahrende Droschke zu erwischen. Meine Bitte an den menschenfreundlichen Polizisten, mir seine Gegenwart nicht zu entziehen, wurde acceptiert. Nun ging's per Achse auf die Nachtquartiersuche. Der Erfolg aber war ganz der nämliche. Bei „Brückmann“ gab uns der Thürsteher den Bescheid, dass nicht nur alle Zimmer eingenommen seien, sondern einzelne Gäste sich sogar auf der Veranda einquartiert hätten; im Aktienhause in Dubbeln eine analoge Antwort, ebenso in allen übrigen Gasthäusern Dubbelns. Dabei schien der Regen es gerade auf meine Haut abgesehen zu haben: ich wurde von allen Seiten nass. Die Feuchtigkeit stahl sich in den Nacken hinein, legte sich wie eine nasse Serviette um die Kniee, drängte sich in die Stiefel und kroch hoch an den Beinkleidern hinauf. Homer vergleicht den Odysseus mit einer Wurst auf Kohlen; interessant wäre es zu erfahren, welchen Vergleich er wohl mit mir angestellt hätte?

Was thun? sprach Zeus. Ich sprach aber gar nichts, sondern sah ratlos meinen Führer an, der ohnehin die Frage von meinem Gesicht ablas und mit der Antwort herausplatzte: „Ja, jetzt steht mir der Verstand still!“ Mein Verstand stand, Gott sei's gedankt, noch nicht still; im Gegenteil, er arbeitete emsiger als

sonst, denn plötzlich fuhr mir ein kapitaler Gedanke durch das Hirn: „Bringen Sie mich auf die Polizei, lieber Hartmann!“

Der Mann der Sicherheit sah mich verdutzt an und machte ein Gesicht wie jemand, der aus dem Schlafe vermittelt eines Kübels kalten Wassers geweckt wird.

„Ja, ja, bringen Sie mich auf die Polizei, denn unter freiem Himmel kann ich doch unmöglich bei diesem Hundewetter bleiben.“

Das schien Hartmann auch ziemlich einleuchtend, und flott machten wir uns auf den Weg zum damaligen Überwachungsinstitut.

Der dujourierende Quartaloffizier — damals nannte man die Herren auch „Herr Rat“ — der sich ruhig und sanft eines erquickenden Schläfchens erfreute, hatte wohl alles andere, nur nicht eine Störung seiner Nachtruhe vorausgesehen. Er sprang bei dem Klopfen Hartmanns wie von einer Feder geschnellt in die Höhe und öffnete uns.

Wir traten in die kleine, aber recht behaglich warme Wachtstube, in der ein einsames Lämpchen kümmerlich schmachete.

„Was giebt's?“ brummte der „Herr Rat.“

Hartmann wechselte einige Worte im Stillen mit seinem Kollegen und ich wartete ruhig der Dinge, die da kommen würden. Aus dem gegenüberliegenden Zimmer zeigte sich die Gestalt eines Gorodowois (Schutzmann), der, mich gewahrend und einen Deliquenten witternd, sich an seinen Vorgesetzten wandte, und schlaftrunken vor sich hinlallte: „Euer

Gnaden — Platz ist nicht mehr, alle Räume sind besetzt.“

„Halt' den Mund!“ schrie ihm der Polizist entgegen, und sich gleich an mich wendend, sagte er freundlich: „Wenn Sie, geehrter Herr, mit meiner Wachtstube und mit jenem Lager darin vorlieb nehmen wollen, so können Sie diese Nacht hier zubringen. Wenigstens sind Sie vor dem Regen geschützt und um sieben Uhr geht auch schon der erste Zug nach der Stadt.“

Ich acceptierte natürlich gerne diesen Vorschlag und legte meine zweihundertundzwanzig Pfund ermüdet und durchnässt aufs Lager, auf dem ich in wenigen Augenblicken ins Reich der Träume hinüberschlummerte. Schon Plato und Zeno glaubten, dass wir aus Träumen sehen könnten, ob wir in der Tugend fortgeschritten seien: ich wenigstens machte die Erfahrung, dass ich in meiner Liebe um einige Schritte zurückgekommen war.

Bei dem ersten Sonnenschein, der mir über die Nase glitt, erwachte ich und rieb mir die Augen und starrte aus dem Fenster über die Strasse hin, genau wie Sultan Soliman, als er Alladins Palast nicht finden konnte.

Frisch und sonnig war der Tag. Die Sonne freute sich, dass sie keine mürrischen Wolkengebilde mehr zu bekämpfen hatte, und ich freute mich mit ihr. An „sie“ dachte ich in diesem Augenblicke gar nicht mehr.

Auf dem Bahnhof angekommen und mich eilig in ein Coupé hineinschiebend, hörte ich

aus einer Ecke die Worte entgegenrufen: „Na, Du bist mir ein schöner Kerl! Warum bist Du denn nicht gekommen?“ — Es war mein Freund Heinrich Koller.

Ich ignorierte natürlich diese Frage vollends und setzte mich, da kein anderer Platz frei war, ihm gegenüber, ohne ihn auch nur eines Blickes zu würdigen.

„Ich tanzte mit ihr alle Françaisen. Du wurdest sehr erwartet.“

Diese letzte Eröffnung hatte mir alle 30 Pfund Blut, die der Mensch im Körper haben soll, ins Gesicht getrieben. „Erwartet? Wo denn?“ konnte ich mich nun nicht länger zu fragen enthalten.

„In „Karlsbad“ doch! Sagte ich es Dir denn nicht?“

Das Herz stieg mir in den Kopf, und hätte ich nicht gesessen, ich wäre faktisch auf den Rücken gefallen: „In Karlsbad!“



Studien über die weibliche Physiognomie.

Motto: „Auf jedes Menschen Gesichte
Steht seine Geschichte,
Sein Hoffen, sein Lieben,
Sein Fürchten geschrieben.
Doch nicht jeder kann's lesen
Und versteh'n jeder nicht.“

„Wer über Weiber schreiben will“, sagt irgend ein berühmter Schriftsteller, „sollte die Feder eines Seraphs in Regenbogenfarben tauchen und sein Silber- oder Goldpapier mit Streusand von Schmetterlingsflügeln bestreuen.“ Leider stehen mir solche Kostbarkeiten nicht zu Gebote, ja, ich besitze nicht einmal ein schönes Farbenkästchen, und muss darum schon in Gottes Namen meinen Federkiel in gewöhnliche Tinte tauchen, um auf gewöhnliches Schreibpapier meine dafür um so ungewöhnlicheren Gedanken niederzuschreiben. „Ein arroganter Mensch!“ wird manche meiner schönen Leserinnen ausrufen. — Thut nichts. Ich hege trotzdem die nicht unbegründete Hoffnung, dass sie dieses Büchlein nicht eher aus der Hand legen wird, als bis mein kleiner Aufsatz zu Ende gelesen ist. Die freundlichen

Augen werden dabei gewiss sinnend darein schauen, und den feingeschnittenen Mund wird, wenn auch nur kurze Zeit, ein reizendes Lächeln umspielen. Ist das nicht Lohn genug für mich?

„Wähle ich mir eine Gattin, so sehe ich nicht auf das Gesicht, sondern nur auf das Herz!“ lautet die bekannte Redewendung jedes wackeren Mannes, der auf ein dauerndes Glück in der Ehe spekuliert. Ganz gut! Aber wie gelangt man denn zu dieser Einsicht ins weibliche Herz, da es sich doch durch gar künstliche Vorkehrungen gegen jeden neugierigen Späherblick zu wahren weiss? — Diese heikle Frage ohne Weiteres zu beantworten, würde gewiss den grössten Philosophen der Jetztzeit in Verlegenheit bringen, weil das weibliche Herz ein Labyrinth ist, in das man zwar hinein, aus welchen man aber ohne den Faden der Ariadne nicht wieder hinaus kann. Daher rate ich denn als „Mittel zum Zweck“ zu einem gründlichen Studium der Physiognomik. — Prüft man das Gesicht, den Kopf eines Mädchens genau, so kann man daraus die sichersten Schlüsse ziehen, wie es um das Herz der jungen Dame bestellt ist.

So soll man wohl, bevor man sich eine Frau nimmt, sie einem gründlichen Examen unterwerfen und die Fähigkeiten ihres Kopfes, ihres Gesichtes fein säuberlich erproben? Keineswegs! Ich sage nur: sehet auf den Kopf und auf das Gesicht anstatt auf das Herz! Das Gesicht ist gewissermassen ein glossieren-

der Kommentar zu der eigentümlichen Gemütsanlage, ein zweiter Ab- oder Nachdruck des inneren Menschen, der zu Fleisch gewordene Logos, die Lesart, wodurch das Herz sich wider Willen verständlich macht; das Gesicht ist eine in Frostblumen, in Krystallisation sich aufschliessende, eine in Linienform gebrachte, mathematisch erstarrte und erfrorene Seele, die durch die Blume zu uns spricht. Aber das Gesicht ist selbst eine Blume, die höchste Blütenkrone des menschlichen Leibes, die den geistigen Frucht- und Samenbehälter, das Gehirn, mittelbar einschliesst, und aus der das individuelle Gemüt, wie der Duft aus einer Blume, voll und warm uns entgegenquillt. Wir steigen gleichsam an diesen Gesichtsfalten und -Fältchen, wie an den Sprossen einer Leiter, wenn auch schwankend und unsicher, in den dunkeln Schacht des innern Menschen hinab.

Von den Gesichtern der Männer werden wir im allgemeinen sagen können, sie seien sprechender, aber weniger beredt als die der Frauen. Die Gesichtssprache der letzteren hat den syntaktischen Teil ihrer Grammatik in den Augen, und nicht bloss die unschädliche Syntax, sondern auch das Taktisch-Strategische, das Kunstgemäss-Streitbare, die ganze gewaffnete Pallas liegt darin. Eben von dieser Pallas haben die Augen der Frauen auch die Kunst des Webens und Netzflechtens, das Umstrickende und Umspinnende erhalten. Bejahrte Matronen, besonders in den niederen

Volksklassen grosser Städte, der Tummelplätze der Leidenschaften, zeigen bei weitem mehr Zerrissenheit und Reichtum an Furchen in ihren Gesichtern als die bejahrten Männer — vielleicht, weil sie ihre Leidenschaften mehr in sich verschliessen müssen und diese ihr Zerstörungsgeschäft desto eifriger in der Stille treiben; oder weil ihre Gesichter an Weichheit und Zartheit die der Männer übertreffen. Je weicher das Wachs, desto tiefer werden in ihm die äusseren Eindrücke sich abprägen. Die Jugend hat daher einen gewissen unerklärlichen Ausdruck von Unschuld, Redlichkeit und Treuerzigkeit im Gesichte. Bei ihr ist das Gesicht mit dem vorhergegangenen Eindruck eins, die Seele liegt offen in seinem Mienenspiel vor; sie ist im Antlitz der Jugend frei geworden; ihr Gesicht ist einer Glasglocke gleich, worunter die Seele atmet, lebt und webt. Das leicht erregte und auch wieder leicht besänftigte Gemüt, das sanguinische Temperament, das sogenannte Dämchem, hat ebenfalls keine festen Gesichtszüge, wohl aber das cholerische, die fashionable Dame von Takt.

Ein fester Blick deutet auf Entschlossenheit, Energie und häusliche Tugenden, verkündet aber nicht selten auch das herzlose Weib; ein unstäter Blick weist auf Verzagtheit und Schuldbewusstsein. An dem trägen Blick erkennt man Gleichgiltigkeit, körperliche Erschöpfung und geistige Trägheit, am lebhaften dagegen Erregtheit und munteres Gemüt, am sanften Teilnahme ohne Leidenschaft, mütterliche Sorg-

falt und tiefes Gemüt, am umherschweifenden Zerstreutheit und flatterhaften Sinn, wie auch vertrauensloses und ängstliches Wesen. Der versteckte Blick deutet auf Misstrauen und Zurückhaltung, der verzückte auf Exaltation, die aber in dem meist schwächlichen Organismus des Weibes nicht lange vorhält. Ein offenes Auge bekundet offenen Sinn und geistige Gewandtheit, ein kaltes Stumpfsinn und Lebensüberdruß; lebhafter Glanz weist auf lebhaften Stoffwechsel hin und daher auf geistige Regsamkeit; feuchter Glanz verrät Sinnlichkeit oder das Weib, in dessen Herzen vorzugsweise traurige Akkorde wiedertönen.

Die Fromme schlägt das Auge nach oben, die Misstrauische schießt unter herabgesenkten Wimpern hervor; auch die Lauernde will teilnahmslos erscheinen und birgt unter der halbgeschlossenen Wimper ihr eifriges Spähen; nur die Unschuld und Herzlichkeit blickt frei und offen in die Welt.

Horizontale Stirnfalten deuten auf Neugierde und geistige Empfänglichkeit, senkrechte dagegen lassen auf unangenehme Erregungen, Leid und Verdriesslichkeit schliessen.

Stumpfnäschen verraten ebensowohl Heiterkeit und Naivetät wie auch Flattersinn, grosse dicke Nasen Willens- und Erkenntniskraft und entschiedene Beanlagung zu thatkräftigem Wirken; eine langgestreckte Nase ist der materiellen genussüchtigen Frau eigen, wogegen zugespitzte Nasen auf Geiz und Gefühllosigkeit schliessen lassen.

Ein grosser Mund kündigt Lebensenergie, ein kleiner geringe Kraft; in ähnlicher Art ist eine entwickelte Oberlippe das Anzeichen für vorhandenes Gefühl, während die nach unten sich neigende Unterlippe gewissermassen materiellen Sinn verrät.

Ein volles Kinn weist auf Thatkraft, ein gespaltenes auf Phlegma und Esslust, ein spitzes auf Geiz und Klatschsucht; ein grosses Ohr auf geistige Energie, ein kleines auf Zartheit und Schwäche hin.

Den bitteren Zug um den Mund findet man bei verbitterten, ränkevollen Leuten, den süsslichen bei Frömmlerinnen oder Heuchlerinnen, den prüfenden, rüsselhaften — Verzeihung wegen dieses aber nun einmal zutreffenden Wortes! — bei Feinschmeckerinnen und selbstgefälligen, dünnkelhaften Weibern.

Auch aus dem Lachen lassen sich gewisse charakteristische Folgerungen ziehen. Jeder Mensch bildet sich eigene Begriffe, nach diesen lacht er auch, und so kann man solche, wie seinen Charakter kennen lernen aus seinem Lachen. Eine leidenschaftliche Neigung für das Lächerliche lässt wohl stets auf ein oberflächliches, eitles, mitunter auch herzliches Gemüt schliessen. Furcht vor dem Lächerlichen und ewiger Ernst aber deuten wohl auf Geistesschwäche, Mangel an Energie und aller Originalität. Häufiges Lachen ohne Ursache wird stets Zeichen der Dummheit oder vernachlässigter Erziehung bleiben.

Der Mann hat noch einmal so viel Kalkerde

in den Knochen als die Frau; daher mögen Willenskraft und Weichheit des Gemüts von solchen materiellen Massenverhältnissen abhängen, wie die Grösse des Schädels im allgemeinen über die Grösse der geistigen Anlagen entscheidet. Der Mann besitzt auch einen grösseren Brustkasten und mehr Vorderhirn, folglich mehr Muskel- und Geisteskraft als die Frau, bei der wieder das Kleinhirn als Gefühlsorgan und das Verdauungssystem besser entwickelt sind. Dies kann als ein bestimmter Fingerzeig dienen, dass die Frau mehr für das häusliche, der Mann mehr für das öffentliche Leben bestimmt ist.

Um nunmehr den Blick meiner Leser und Leserinnen auf etwas anderes, gleichfalls sehr Bemerkenswerthes zu lenken, erwähne ich die Haartracht der Frauen. Diese ist das Luftschloss ihrer Launen, das sie oder vielmehr der Gatte oder der Vater oft teuer bezahlen müssen, weshalb es denn vielmals das neckische Spiel des Zufalls will, dass der Mann um so weniger Haare auf dem Kopfe behält, eine je reichlichere Masse die zärtliche Gattin dem ihrigen zulegt. Der Kopfputz pflegt die Morgenandacht der feinen Damenwelt zu sein, denn vom frühen Morgen an — nota bene, was so eine Dame „frühen Morgen“ nennt, — denkt manche ihr ganzes Leben hindurch an nichts, als wie sie ihre Frisur am vorteilhaftesten arrangieren könnte.

Der Kopfputz ist das Aushängeschild des weiblichen Geschmacks, der Verräter der

kleinen und grossen Neigungen und Schwächen eines Frauenherzens.

Die nicht Zeit hat, ihr Haar in Ordnung zu bringen, hat sicher auch nicht Zeit, ihren Wirtschaftsangelegenheiten vorzustehen.

Fest anliegendes, glattes Haar zeugt von häuslicher Anspruchslosigkeit, kunstvoll gewickelte, sorgfältig um das Haupt gewundene Flechten deuten weniger auf Wirtschaftssinn als auf Neigung zu weiblichen Handarbeiten. Kurze, feste Locken sind den prosaischen Frauen eigen, die von frühester Jugend etwas Grossmütterliches an sich haben. Lose herabhängende, die Stirn beschattende Locken schmücken das Haupt einer Schwärmerin, eines poetischen Gemütes, einer Verliebten. Zarte, weiche, auch schmachtende Seelen lieben einzelne Löckchen hinter den Ohren.

Zwei kleine Locken an den Seiten oder eine fest anliegende in der Mitte der Stirn sind Kennzeichen eines kalten, spröden, auch eines anspruchsvollen Gemütes.

Ein Strauss von am Hinterkopfe niedergleitenden Locken lässt bald den heitern Schelm, den lustigen Wildfang erkennen.

Ungleiche Locken zu beiden Seiten des Hauptes und ausserdem einen Haarputz, der in allen Spielarten schillert, trägt die Kokette; das Haar weit nach oben hinaufgekämmt, den Zopf nach der Mitte des Kopfes zu ungeflochten zusammengerollt liebt das Mannweib, nach dem modernen Kunstausdrucke die sich emancipierende Frau.

Man könnte sich nun auch diese Kopfputz-Regeln als stete Norm zur Beurteilung der Frauen dienen lassen, wenn nicht auch hierin Gebieterin „Mode“ ihre Allgewalt ausübte und die ihr auch noch so sehr widerstrebenden Neigungen aus dem Felde zu schlagen wüsste. Dadurch wird die Erkenntnis schwerer, und man muss scharf auf die kleinen Abweichungen achten, welche sich die Frau aus einer besonderen Vorliebe mit der vom Modejournal vorgeschriebenen Frisur erlaubt. Darin spiegelt sich denn ihre ganze Individualität untrüglich wieder.

Es würde zu weit führen, wollte ich noch einige delikate Hypothesen über weibliche Physiognomie in meinem Artikel in extenso behandeln. Ich will der geschätzten Leserin nur noch verraten, dass dieses Studium mich dermassen in Anspruch genommen hat, dass ich trotz meines bereits erreichten Schwabenalters noch nicht dazu gekommen bin, mir eine Ehefrau zu wählen. Ein Freund, den ich für meine Lehre gewonnen habe, hat sich leider von drei Frauen scheiden lassen und wirbt jetzt um die vierte — mit hoffentlich besserem Erfolge, da er inzwischen aus einem Schüler ein Meister in der Physiognomik geworden ist.

Eine Mutter sagte einmal zu ihrer abreisenden Tochter beim Abschiede: „Bringe mir nichts als Dein Gesicht wieder!“ So ein Gesicht söhnt mit allem aus, es ist das Schöne, Liebliche und Sanfte, das dem weiblichen Geschlechte vornehmlich zuteil geworden ist.

Das Haupt der Frau, ja es ist und bleibt das Meisterstück der Natur: ihm hat sie ihren höchsten Platz angewiesen und ihm vor allem Reize verliehen. In dem Haare zeigt sie die Üppigkeit ihres Pflanzenwuchses, und auf die Stirn goss sie die reinste Weisse ihrer Schneeflocken, in das Auge das hohe Blau des Himmels oder den erhabenen Schauer geheimnisvoller Nacht, auf die Wangen streute sie die Rosen ihrer Morgenröte, den Schmelz der zum Tag des Lebens erwachenden Blume, um den rosigen Mund, in dem perlenklar die kleinen Zähnnchen schimmern, lässt sie auf schwellenden Lippen ihre Liebesgötter spielen; sie gab dem Gesicht das Lächeln und die Thräne, das Leuchten der Freude und der Jugend, den Zug der Sehnsucht und der Hoffnung, gab ihm die Schamröte und den Ausdruck des Mutes; an das Haupt knüpfte sie die Sinneswerkzeuge, die uns Menschen mit dem Erdensein, das trotz Schopenhauer wert ist, gelebt zu werden, so fest und innig verknüpfen.

Und da sollte es noch einer Physiognomik bedürfen? Huldigend steht die Physiognomik vor solcher Schönheit, nur aus der Ferne sich erlaubend, ihre ahnungsvollen Schlüsse zu ziehen, nie aber sich erdreistend, gleich Göttin Mode zu modeln und zu verunstalten.

Inhalt.

	Seite
Im Freundeskreise	1
„Blau, grau oder braun?“	29
Eines Schlüssels wegen	36
Ein Sonntag	45
Um Liebe und Wissen	56
Johanni	71
Ein paar Stunden auf dem Maskenball	87
Wie es einem gehen kann	100
Studien über die weibliche Physiognomie . . .	113

Druck von C. H. Schulze & Co. in Gräfenhainichen

1



Druck von C. H. Schulze & Co. in Grafenhainichen.

